

Kirchliches Leben wird immer auch des Zeugnisses bedürfen, das vom konkreten Glaubenden ausgeht . . . Aber die entscheidende Bewährung wird von einer positiven Antwort auf die Frage abhängen, was denn das Ganze der Kirche soll.

Wilhelm Breuning

Der 83. Deutsche Katholikentag in Trier

Viele, die zum 83. Katholikentag gekommen waren, kehrten enttäuscht oder mit zwiespältigen Gefühlen aus Trier zurück. Manche, es mochten ihrer gar nicht mal wenige sein, sehnten sich nach einem Katholikentag alten Stils zurück, wo die katholischen Volksmassen zu gemeinsamem Gebet, zum Anhören von Vorträgen, zu begeistertem Applaus zusammengekommen waren und im Bewußtsein gefestigten Bekenntnisses ohne allzuviel Kopflastigkeit wieder auseinandergingen. Davon war schon in Essen 1968 nicht viel und in Trier noch weniger übriggeblieben. Die Massen waren bereits in Essen geschrumpft. Selbst zur Hauptkundgebung waren in der mehrheitlich katholischen Ruhrmetropole nur etwa 100 000 Katholiken an Ort und Stelle erschienen. 1962 in Hannover und 1964 in Stuttgart, in Städten mit überwiegend protestantischer Bevölkerung und weniger dicht besiedeltem Einzugsgebiet, waren es noch 200 000 gewesen. In Trier konnte mit solchen Größenordnungen von vornherein nicht gerechnet werden. Es war ja ein Kleiner Katholikentag mit Arbeitscharakter in der „jüngsten Großstadt“ der Bundesrepublik, deren Einwohnerzahl wohl wegen des rasch nachgeholtten Entwicklungsbooms sogar in den stadteigenen Prospekten verschieden angegeben wurde — einmal mit 99 000 und einmal mit 110 000 — und der ihr Oberbürgermeister während eines Empfangs für die Pressevertreter ein Anwachsen der Einwohnerzahl auf 150 000 bis 1980 voraussagte. Aber selbst für einen Kleinen Katholikentag blieben die geplanten und tatsächlichen Teilnehmerzahlen bescheiden. In Bamberg noch kamen zur Hauptkundgebung ca. 30 000, in Trier wurden die kalkulierten 15 000 kaum überschritten.

Allerdings blieben die *Teilnehmerzahlen* während der drei Arbeitstage relativ konstant, nahmen vom ersten auf den zweiten Tag im Übergang von den sechs Foren in die 27 Arbeitskreise von 4 890 auf 5 825 zu und sanken erst am dritten Tag auf 5 043 ab. Von den 5 000 „konstanten“ Teilnehmern kamen aber nur etwa die Hälfte von außen, die andere Hälfte aus Trier und Umgebung. Die auswärtigen Teilnehmer rekrutierten sich wiederum mehrheitlich aus Angehörigen von Zielgruppen, aus Mitgliedern von Räten und Verbänden; hinzu kam ein großer Prozentsatz an Geistlichen und Ordensleuten. Die Breite der Teilnahme der katholischen Bevölkerung stand in keinem Verhältnis zu dem Aufwand an geistiger Vorbereitung,

an technischer Organisation und an Papierverbrauch: allein das Pressezentrum stieß für die Wiedergabe von Referaten und Diskussionen 5,5 Tonnen aus. Selbst in der eckigen und winkligen Moselstadt mit ihrer vorzüglichen Gastronomie fielen die Katholikentagsteilnehmer außerhalb der Veranstaltungsräume nicht sonderlich auf, und die improvisierte Unterbringung machte keine unüberwindlichen Schwierigkeiten. Hätte der Zuzug aus Triers Mittel- und Oberstufen gefehlt, wäre es um die *Teilnahme der Jugend*, die, wie ein Diskussionsteilnehmer im Arbeitskreis „Die Alten in der Gemeinde“ feststellte, gegenwärtig auch in der Kirche als „Idol“ besonders hofiert wird, nicht gerade gut bestellt gewesen. Die jugendfreundliche musikalische Verpackung der öffentlichen Kundgebungen und mancher Gottesdienste wurde von der Jugend offenbar gar nicht mal registriert. Der versuchte jugendliche Anstrich wirkte angesichts des vorherrschenden Mittel- und Spätmittelalters gelegentlich sogar deplaziert, und manch einer, der gar nicht so alt oder unintellektuell aussah, wünschte sich anstelle liturgisierter Beatrhythmen Blechmusik zurück.

I. Der atmosphärische Rahmen

Doch blieb auch der Zustrom gewollt und ungewollt aus und ließen die kirchlich gesinnten Trierer den Katholikentag etwas zu sehr über sich ergehen, aus Mangel an Interesse oder weil sie der Katholikentag in der Form nicht ansprach, es fehlte nicht am *Willen zum Gebet*. Die Eucharistiefiern und Vespertagesdienste in den Trierer katholischen und evangelischen, von ihren Gemeinden gastweise zur Verfügung gestellten Kirchen waren durchwegs überfüllt. Viele mußten im Stehen ausharren. Sie taten es offensichtlich mit großer Geduld. Nur bei dem zur Eröffnung der Delegiertenversammlung der Katholischen Verbände am 8. September, die traditionsgemäß dem Katholikentag vorgelagert war, vom Generalpräses des Kolpingwerkes, Prälat *H. Fischer*, zelebrierten Gottesdienst herrschte offensichtlich kein Platzmangel. 150 von 350 Delegierten nahmen daran teil. So wurden die Verbandsdelegierten an Gottesdienstfreudigkeit vermutlich nur noch von den ca. 400 akkreditierten Pressevertretern, oder was sich in Trier vom 18jährigen Schüler bis zum 70jährigen Prälaten so nannte, untertroffen. Ob das Be-

dürfnis nach Erbauung in bischöflichen Gottesdiensten, der Wunsch, über den nüchtern oder gar eintönig gewordenen Pfarrgottesdienst hinaus in der großen Gemeinde der Katholikentagsteilnehmer Liturgie zu erleben oder einfach die Bereitschaft zu gottesdienstlicher Sammlung vorherrschte; dieser Aspekt des Katholikentages war zwar wenig medienwirksam, ließ aber kaum jemanden untröstlich.

Am Sitz des deutschen Liturgischen Instituts, im Zentrum liturgischer Reflexion und Reform wurden an die Liturgien naturgemäß besondere Erwartungen gestellt. Geboten wurden die gegenwärtig *liturgierechtlich* möglichen Variationen, mit einer guten Mischung von alten Liedern und Kompositionen und neuen Versuchen; das musikalische Angebot reichte vom Gregorianischen Choral bis zum Beat. Zum liturgischen Experimentierfeld wollte Trier dennoch nicht werden. Etwas unwirsch reagierte Prälat *J. Wagner*, der Direktor des Liturgischen Instituts, auf eine entsprechende Frage eines Journalisten: die Meßfeier biete nur wenig mögliche Variablen. Man konnte solche Vorsicht verstehen. Im liturgischen Arbeitskreis, selbst im Referat von Prof. *B. Fischer*, klang es schon etwas anders. Doch darüber später.

Geschrumpfte politische Optik

Zu Katholikentagen alten Stils gehörte die politische Prominenz ebenso wie die an Staat und Gesellschaft, genauer an Partei und Gesetzgeber gerichteten sozial- oder konfessionspolitischen Forderungen. Die *Prominenz* war da in schöner parteipolitischer Aufteilung: der CDU-Vorsitzende und Altbundeskanzler *Kiesinger* mit CDU-Generalsekretär *Heck* zur Eröffnung; der Bundespräsident und Bundesinnenminister Genscher bei der Hauptkundgebung, dazu gewissermaßen im zweiten Glied Bundestagspräsident *K. U. von Hassel* und als gastgebender Landesherr Ministerpräsident *H. Kohl* von Rheinland-Pfalz. Angesichts der anwesenden CDU-Prominenz und des abwesenden Kanzlers und des (im traditionellen Sinne) unpolitischen Grundtons dieses Katholikentages hörte sich die Klage des Eröffnungsredners Prof. *H. Maier* über den Terrainverlust der Kirche in der Öffentlichkeit „in den letzten zwei Jahren“ unter Hinweis auf die geschwundene Präsenz im Bundeskabinett beinahe kämpferisch an. Doch der Kanzler und die SPD schickten getrennte Telegramme, die *leise werdend* die Erwartung aussprachen, von Trier möchten auch „Anregungen für die politische Arbeit“ ausgehen und ein jeder möge an seinem Standort zur Errichtung einer europäischen Friedensordnung und zum Abbau sozialer Konflikte beitragen. Die Teilnahme der politischen Prominenz insgesamt blieb aber deutlich sichtbar auf das Zeremoniöse beschränkt. Außer den Grußadressen von Ministerpräsident *Kohl* und Oberbürgermeister *J. Harnisch* auf der Hauptkundgebung wurden keine Grußworte von Politikern gesprochen. Die politische *Optik* war in Trier weiter *reduziert*. In Essen war zwar auch schon der Bundeskanzler abwesend. Aber Ministerpräsident *Kühn* hatte in seiner Weise die programmatischste aller Eröffnungsreden und der damalige Bundestagspräsident *E. Gerstenmaier* als Protestant und von vielen belächelt die beinahe typischste katholischpolitische Rede alten Stils gehalten.

In Trier war von all dem nichts mehr zu spüren. Ministerpräsident *Kohl* beschränkte sich auf die Feststellung, der Katholikentag habe „den Blick für die Zusammenhänge

in unserem Land und darüber hinaus geöffnet“, und auf die Mahnung, der seinen Glaubenswerten verpflichtete Christ müsse die Ordnung in Staat und Gesellschaft nicht nur nach den geschriebenen Verfassungen, sondern auch nach den Grundsätzen des natürlichen Rechts und der Offenbarung zu verwirklichen suchen. Aber nicht nur im optischen Erscheinungsbild war die Präsenz der Politiker zurückgefallen. Im Arbeitsteil des Katholikentages fehlten sie fast ganz. Selbst von den ZdK-Mitgliedern *Heck*, *Leber* und *Lücke* war nichts zu sehen. Beim Gottesdienst am Sonntagmorgen war *H. Köppler* wohl der einzig politische Prominente. Das SPD-Telegramm sah zwar in den Arbeitskreisen „die ganze Bandbreite kirchlichen und gesellschaftlichen Engagements“ angesprochen, doch als der Diskussionsleiter in dem sehr politischen, aber schwerfälligen Arbeitskreis 26 („Politisches Engagement der Gemeinde“) nach den anwesenden Volksvertretern fragte, war das Ergebnis — zwei Landtags- und ein Bundestagsabgeordneter — fast deprimierend: wenigstens für die Veranstalter.

Aber noch über andere *Abwesenheiten* wurde geklagt: über die mancher Bischöfe. Man wünschte seitens des Publikums wiederholt und gebieterisch, nicht immer in guter Form, aber aus guten Gründen, stärkere Anwesenheit der Bischöfe in den Arbeitskreisen, aber nur wenige, darunter die Kardinäle *Döpfner* und *Jaeger*, die Bischöfe *Wetter* (Speyer) und *Volk* (Mainz) entzogen sich dem nicht. Nun waren zwar Katholikentage immer Laientreffen, doch im Zuge des engeren (institutionellen) Zusammenwachsens zwischen Hierarchie und Laienschaft durch die nachkonziliaren Formen innerkirchlicher Zusammenarbeit wird ein Mitsprechen und Mithören der Hirten bei solchen Anlässen dringlicher. Wo anders könnten die Bischöfe so unmittelbaren Einblick in Erwartungen, Haltungen, Stimmungen und Trends im Volk der Kirche wahrnehmen, wenn nicht auf solchen Veranstaltungen. Besonders lebhaft registriert wurde die Abwesenheit des Erzbischofs aus dem nicht fernen Köln. Kardinal Höffner begründete sie mit der „Teilnahme an einer Tagung für Führungskräfte meiner Diözese“. Er erntete damit wohlverstandenen Protest. Weniger vermerkt wurde das Fehlen des gastgebenden Bischofs des Essener Katholikentages, der als Militärbischof seine aktive Teilnahme auf den Gottesdienst während der traditionellen Werkwoche für Bundeswehrangehörige beschränkte. Indessen fiel die freimütige Haltung des gastgebenden Bischofs in Trier auf, der vor dem Katholikentag immer wieder zur offenen Diskussion ermunterte und sich während der Veranstaltungen, ob vor dem Katholikentagspublikum oder vor der Fernsehkamera, ihr auch freimütig stellte. Frau *M. Dirks* versäumte denn auch nicht in ihrem Schlußwort auf der Hauptkundgebung „der Kirche von Trier, dem Bischof und allen Verantwortlichen“ zu danken: „schon allein dafür, daß sie nach den Aufregungen des Essener Katholikentages den Mut hatten, ihre Stadt anzubieten“.

Die Rand- und Protestgruppen

Nein, ein Katholikentag alten Stils war Trier nicht: Er war nicht Heerschau, er war nicht staatsnahe Demonstration, er war nicht episkopale Huldigung. Insoweit schien es den Veranstaltern vorzüglich gelungen, *Arbeitsatmosphäre* zu schaffen.

Doch gab es viele andere, die nicht Katholikentagen alten

Stils nachträumten und dennoch enttäuscht aus Trier heimkehrten. Es ist schwer, diese in Gruppen aufzureihen; die Motive mögen zu verschieden gewesen sein. Wenigstens drei Gruppen waren sicher dazuzuzählen:

1. diejenigen, die sich *mehr oder weniger grundsätzlich oppositionell* zum Katholikentag verhielten oder wenigstens mit seiner Vorbereitung und seiner Abwicklung unzufrieden waren: die Protestgruppen von „rechts“ und „links“, als agierende Gruppen identifizierbar in der „*Bewegung für Papst und Kirche*“ und in der mit eigenen Veranstaltungen, eigenen Pressekonferenzen und einem eigenen Blatt mitwirkenden „*Aktion Kritische Gemeinde*“. Die Stellungnahmen der ersteren waren völlig unzweideutig, aber ihre Presseerklärungen wirkten nicht überzeugender als die der „*Kritischen Gemeinde*“, es sei denn dadurch, daß sie nicht provozierten, sondern sich auf Proteste beschränkten. Es war zwar nicht ganz so, wie es in der Tagespresse vielfach dargestellt wurde, daß die Mitglieder der Bewegung — offenbar war nur eine zahlenmäßig kleine Gruppe in Trier anwesend — sich in einem donquijotischen Kampf gegen Pornographie erschöpften. Die Reform des § 218 des StGB, dessen sie sich besonders defensiv angenommen haben, ist immerhin ein rechtsethisches Thema ersten Ranges, dessen Diskussion in einer der politisch orientierten Arbeitskreise gut gepaßt hätte (vgl. Herder-Korrespondenz ds. Jhg., S. 435 ff.). Aber ihren sektiererischen Eifer verrieten sie durch die Art und Weise, wie sie gegen „*Glaubensverwirrung*“ vorgehen, beispielsweise durch die Art, wie sie aus dem Vortrag des Jesuitengenerals *Arrupe* den Satz herauspiktierten, die Kirche solle dem Menschen weniger begegnen „mit den hohen Worten göttlicher Verheißung, sondern in tatkräftiger Mithilfe an der Vermenschlichung der bestehenden Zustände“, und wie sie daraus eine „*Verdunkelung des übernatürlichen Heilsauftrages*“ ableiteten. Der Jesuitengeneral unter Häresieverdacht, das wollte niemand recht glauben. Ungeteilte Zustimmung fand bei ihnen nur die Eröffnungsrede von Prof. Maier. Im übrigen geißelten sie nicht nur pseudoreligiöse Platitüden, sondern wandelten für den Katholikentagsgebrauch einen Satz des Kardinals Höffner ab: „*Wer durch Resolutionen und Abstimmungen, z. B. über Interkommunion, über Unauflöslichkeit der Ehe, über kirchliches Amt bis hinauf zum Heiligen Vater negierende Beschlüsse erzielen will und das öffentlich verkündet, steht nicht mehr auf dem Boden der katholischen Kirche.*“

Die „*Aktion Kritische Gemeinde*“, die nicht mit den Gruppen des „*Kritischen Katholizismus*“ identisch war und vornehmlich von Mitgliedern aus der KDSE, aus dem Marienburger Kreis (einer Priestergruppe im Bistum Trier) und aus der Pax-Christi-Bewegung getragen wurde, hatte mehr Einfluß als die „*Bewegung für Papst und Kirche*“: weniger durch ihre Sonderaktionen, durch ihre Plakatproteste, durch ihre Pressekonferenzen, durch einen nicht ganz zustande gekommenen Gottesdienst mit Strafgefangenen, durch die zur politischen Demonstration geronnene „*Wallfahrt*“ in das ehemalige Konzentrationslager Hinzert im Hunsrück, über die es bereits in der Vorbereitungsphase heftige Auseinandersetzungen gegeben hatte, wohl aber durch die *Präsenz in den Arbeitskreisen*, in denen sie nicht nur durch jugendliche, vornehmlich studentische Diskutanten, sondern auch durch zwei Referenten vertreten war. Trotz dieser Mitarbeit war für sie das Trierer Treffen ein „*gleichgeschalteter*“ Katholikentag des Ausklammerns. Sie selbst hatten wirk-

lichen Einfluß nur dort, wo ihre Vorstellungen, wie etwa im Falle Hélder Câmara oder in der Frage des sog. politischen Mandats der Gemeinde, auf breitere Resonanz in den Arbeitskreisen stießen oder durch mißverständene oder fehlprogrammierte Referate ein Solidarisierungseffekt zu ihren Gunsten entstand.

Fehlvergleich mit Essen

2. waren diejenigen unzufrieden, die *Essen* im Hinterkopf hatten. Diese Unzufriedenen waren zweifellos zahlreicher. Sie erwarteten eine lineare Fortsetzung der Vitalität von Essen oder wenn nicht das, so doch die gleiche Dynamik, den gleichen Reformwillen und — auf jeden Fall — den gleichen Öffentlichkeitsbezug. Sie sahen schon in der Planung eines Kleinen Katholikentages, obwohl seit Bamberg 1966 eine Selbstverständlichkeit, einen ängstlichen Rückzug in das vermeintlich sichere Binnenleben der Kirche, den sie durch die Wahl des Themas *Gemeinde* bestätigt sahen. Perfektionismus in der Planung, der in Trier selbst dann doch nicht so recht gelang, und thematische Eingrenzung hieß für sie dem Elan die Flügel stutzen. Die Avisierung der Räte und Verbände als Zielgruppe, zugegebenermaßen nicht nur von solchen favorisiert, die beiden Gruppen ein Forum gemeinsamer Aussprache bieten wollten, sondern auch von solchen, denen in Essen die Richtung nicht gefiel, war für sie ein weiterer Rückfall. Wer Trier mit Essen verglich, vor allem atmosphärisch, *mußte* in der Tat enttäuscht sein. In Trier war nicht nur alles kleiner; man tat sich auch viel schwerer, die Probleme zu artikulieren, nicht nur das Gros der Teilnehmer, auch viele Sprecher aus den kritischen Randgruppen. Die Zeit ist fortgeschritten. Zwar mochte die Feststellung Maiers zutreffen, das Verhältnis von Kirche und Öffentlichkeit habe sich seit Essen in seiner Grundrichtung nicht geändert. Auch das innerkirchliche Klima ist in vielem gleich geblieben. Aber damals stand man noch am Beginn der Kontestation. Sie hat inzwischen ihre eigenen Geleise ausgefahren. Die Reibungsflächen aber sind dieselben geblieben. Das Niveau ist kaum besser, eher schlechter geworden. Von dem, was an Ursprünglichkeit da war, ist manches verlorengegangen. Die Dynamik von Essen, ob sie nun nur an der Oberfläche so kräftig wirkte oder doch in die Tiefe ging, war nicht zu wiederholen. Für eine Explosion der Kräfte fehlte nicht nur der Rahmen, auch der Anlaß. Es gab viel Erregung und Aufruhr nach *Humanae vitae*, viel Kritik am Papst, an den Bischöfen, viel Aufruhr etwa in der Zölibats- oder in der Mischehenfrage, in der Diskussion über die Grenzen des kirchlichen Amtes. Der Streit vervielfältigte sich, verstreute sich aber auch. Und über dieser Verstreuerung wuchs dann doch da und dort die *Einsicht* in das real Mögliche, löste Nüchternheit das Pathos ab, wurde man sich der eigenen Hilflosigkeit bewußter.

Die enttäuschten Kritiker

3. waren jene enttäuscht, die sich sehr schnell mit der thematischen Konzentration in Trier anfreundeten, die den Versuch glanzloser, aber sachlicher Arbeit unter spezieller Beteiligung der tragenden Elemente alter und neuer Strukturen als *die* Antwort des Augenblicks verstanden, die Impulse für die Arbeit in den Gemeinden erwarteten, die aber dafür *Rezepte* forderten, gegen die man nur die *Medikamente* und *Öle* einzutauschen brauchte, damit der

Patient Gemeinde in seiner theologischen und gesellschaftlichen Unsicherheit wieder gesunde und das sperrige Räderwerk seiner Strukturen wieder lautlos und exakt funktioniere. Von allem konnte man in Trier nichts haben. Rezepte gab es zwar in Menge, dafür etwa, wie man den Pfarrer (falls nötig) zur Reason bringt und den Räten mehr Einfluß (mitbestimmenden selbstverständlich) in den Gemeinden verschafft, mit welcher neuen Einrichtungen man die Jugend- und Erwachsenenbildung erneuern könnte, wie man den sozial Deklassierten helfen und die Probleme der Dritten Welt lösen könne. Aber schon auf dem Wege von der Diskussion in die Resolutionen blieben die Rezepte hängen, sie brauchten die Probe der Realisierbarkeit erst gar nicht zu bestehen. Was nutzten Rezepte, wenn man die Wirkung der Heilmittel und, wie sich zeigte, den Zustand des Patienten kaum kannte und auch nur sehr begrenzt bereit war, über Oberflächenkritik hinaus sich mit den Krankheitsursachen auseinanderzusetzen und die lange Rekonvaleszenz in Kauf zu nehmen! Man, d. h. sehr viele, vermutlich der Großteil der Teilnehmer, erwartete Hartgeld, feste und konvertible Währung; man wurde aber mit einer Inflation von Meinungen, Bekenntnissen und Forderungen überschüttet, die unter sich so heterogen und gegensätzlich waren, daß sie auch bei größter Kombinationsgabe kein Werkzeug zum Handeln werden konnten. Was Wunder, wenn die Presse fast im Unisono kundtat, der Katholikentag in Trier habe „sein Ziel nicht erreicht“ („Die Zeit“, 17. 9. 70), man habe sich zwar „gehörig und ungehörig“ die Meinung gesagt, das Ergebnis aber sei „dürftig“ gewesen („Frankfurter Allgemeine Zeitung“, 15. 9. 70), und „ängstliche Referenten und unkritische Jubler“ hätten das Treffen gar zur Enttäuschung gemacht („Süddeutsche Zeitung“, 14. 9. 70). Selbst der Präsident des ZdK stellte in seinem Schlußresümee fest, die Antwort auf die Frage, ob sich der Einsatz gelohnt habe, sei schwer, und ob sich Trier gelohnt habe, müsse jeder *für sich* beantworten.

War nun die Bilanz wirklich so „mager“, das Gespräch so „unfruchtbar“, der Redeaufwand so „erbärmlich“, der Geist so „kleinkariert“, das Substrat an Arbeitsergebnissen so „ideenlos“ gewesen, daß bei manchen Referenten und vielen Zuhörern wieder einmal der Eindruck entstand, mit den Katholikentagen sei es nun *wirklich* zu Ende? Die Antwort ist aus der Distanz zum Ereignis nicht leichter geworden; aber mancher Chronist ließ schon eine Woche später mehr Vorsicht im Urteil walten, und sei es auch nur auf Grund der Tatsache, daß bei diesem Kleinen Katholikentag wie kaum bei einem seiner Vorgänger Mitwirkende und Beobachter vornehmlich *auf Impressionen angewiesen* waren, das Ereignis in seinem Ablauf sich einem gegliederten und zuverlässigen Überblick sperrte — daran waren wohl die 5,5 Tonnen Papier und was dahinterstand schuld — und daß wegen der Aufsplitterung der Diskussionen auf viele Orte, Gruppen und Gremien selbst die Veranstalter nur in einem losen Kontakt zum Gesamtgeschehen standen, der treffsichere Wertungen schwer zuließ. Das Urteil wird jedenfalls sehr verschieden ausfallen, je nachdem, ob man in erster Linie den nach außen gewandten Veranstaltungen folgte, sich bei den Referenten umsah und in den meist viel zu langen, häufig zu gelehrten, gelegentlich zu holprigen oder zu ausgefallenen Produkten blätterte oder quer durch die Arbeitskreise Stimmen und Stimmungen sammelte oder mehr danach fragte, woher das alles komme und wie es, da es so komme, um den Energiehaushalt des deutschen Katholi-

zismus, um seine nicht mehr ertrotzte, sondern angenommene und gelebte Glaubenskraft und um sein kirchlich-gesellschaftliches Wirkpotential bestellt sei.

II. Der äußere Verlauf und die Großkundgebungen

Bleiben wir zunächst bei der „obersten“ Ereignis- und Erlebnisschicht, bei den Veranstaltungen, die nach außen gewandt und für ein breiteres Publikum bestimmt waren, und beim Ablauf der Gesamtereignisse. Diese sind bald überblickt. Der Katholikentag begann mit der Eröffnungsfeier im Freihof vor dem Trierer Dom am Mittwoch, dem 9. September abends, bei der der Münchner Politologe *H. Maier* das als kritische „Zeitansage“ gedachte, aber streckenweise etwas polemisch geratene Eröffnungsreferat hielt und der gastgebende Bischof *B. Stein* nach den üblichen Begrüßungsansprachen die Fürbitten für ein gutes Gelingen sprach. Er endete mit den auch auf Kleinen Katholikentagen üblichen Großveranstaltungen am Sonntag, dem 13. September, an antiker Stätte auf dem Platz vor Triers Kaiserthermen: mit dem am Vormittag von Kardinal *Döpfner* zusammen mit Bischof *Stein* (Trier) und Bischof-Koadjutor *J. Hengen* (Luxemburg) zelebrierten Gottesdienst und mit der Hauptkundgebung am Nachmittag, auf der anstatt der gewohnten Festrede der Präsident des Zentralkomitees der deutschen Katholiken (ZdK) eine erste Bilanz versuchte und der Vorsitzende der Deutschen Bischofskonferenz unter empfindlichen Störungen seitens der Anhänger kirchlicher Provokativgruppen die Grußbotschaft des Papstes verlas.

Neue und alte Versuche

Auf diese ist eigens einzugehen. Bleiben wir zunächst beim *Beiwerk*. Die drei Tage dazwischen, wenn man will der eigentliche Arbeitsteil des Katholikentages, war dicht gefüllt mit verschiedensten Veranstaltungen, mit Referaten und Aussprachen untertags, mit Eucharistiefiern und Vespertagesdiensten am Abend, mit eingestreuten geistlichen Konzerten und mit Vortragsveranstaltungen: Am Donnerstag abends sprach Jesuitengeneral *P. Arrupe*, eigens begrüßt durch den Präsidenten des Lokalkomitees, Sozialgerichtspräsident *W. Müller*, über „Die Situation der katholischen Kirche in der Welt“. Daneben lief eine Podiumsdiskussion, die zwar im Gesamtablauf des Katholikentages kaum registriert wurde, aber doch einigen Zündstoff enthielt: über die Gemeinde im ländlichen Bereich. Am Freitag fand um 18 Uhr in der Aula eines Trierer Gymnasiums eine *jüdisch-christliche Gemeinschaftsfeier* mit anschließendem Sabbatgottesdienst in Triers Synagoge statt, eine Feier, die erwartungsgemäß stark beachtet wurde und bei der der Heidelberger Landesrabbiner *Nathan P. Levinson* durch eine Doppeldeutung des jüdischen Sabbatverständnisses als Tag der Ruhe und als Anruf zur Verantwortung direkt den Zustand des deutschen Katholizismus, wie er sich in Trier darbot, charakterisierte. Am gleichen Abend wurde in der Konstantinbasilika nahe den Kaiserthermen ein *evangelisch-katholischer Gottesdienst* mit Präses *J. Beckmann*, Weihbischof *A. Kleinermeilert* (Trier) und Pfarrer *R. Levin* (Trier) und in der Abteikirche St. Matthias ein *byzantinisch-slawischer Gottesdienst* gehalten. Am Samstagnachmittag versuchten sich die Veranstalter in einer neuen Form öffentlicher Diskussion. An vier verschiedenen

Plätzen der Stadt stellten sich der Vorsitzende der Bischofskonferenz mit den Bischöfen *Fr. Wetter* (Speyer), *H. Tenhumberg* (Münster), Weihbischof *W. Kampe* (Limburg) und dem Sekretär der Konferenz Prälat *K. Forster* (München), das Präsidium des ZdK, die Leitung des Bistums Trier u. a. mit Bischof *Stein* und Generalvikar *L. Hofmann* und einige „katholische“, dem ZdK nahestehende Politiker: der Oppositionsführer im Düsseldorfer Landtag, *H. Köppler* (CDU), der Vizepräsident des Bundestages, *H. Schmitt-Vockenhausen* (SPD), der ehemalige Landesminister *P. Simonis* (FDP), Saarbrücken, und Kultusminister *B. Vogel* (CDU), Mainz, den Fragen des Publikums. Am Abend des gleichen Tages folgten eine Reihe von Länder- bzw. Kontinentberichten. Sie hatten wie das Eröffnungsreferat von Hans Maier und der Vortrag von P. Arrupe nur sehr indirekt zum Thema Gemeinde zu tun, sollten aber Informationen bieten und wenigstens schwerpunkthaft Weltkirche vermitteln und zugleich auf kirchlich-politische Konflikte aufmerksam machen: Bischof *A. Elchinger*, Straßburg, sprach über Risiko und Chancen der Kirche im heutigen Frankreich, Bischof *J. B. Moeller* von Groningen über die Situation der Kirche in Holland, der flämische Jesuit *A. de Pelsemaeker* (Hué/Saigon) über die katholische Kirche in Vietnam, der aus Rhodesien wegen seiner antirassistischen Haltung ausgewiesene Schweizer Bethlehemit *M. Traber* über die Situation der Kirche in Afrika und Kardinal *J. Landázuri Ricketts* (Lima) beantwortete Fragen über die kirchlich-politischen Verhältnisse seines Landes und Gesamtlateinamerikas.

Information aus der Weltkirche

An Angeboten fehlte es also nicht, aber nicht mit allen stieß man auf gleich bemerkenswertes Interesse. Bereits bei der Referentenauswahl war man etwas vom Pech verfolgt. Für den Lateinamerikabericht war ursprünglich der in Deutschland gutbekannte Erzbischof von Panama-City, *M. McGrath* vorgesehen. Kardinal Landázuri wurde zum Ersatzmann in buchstäblich letzter Stunde. Der Referent über Vietnam war ganz und gar nicht nach dem Herzen der jungen Vietnam-Kritiker unter seinen Zuhörern, als er sie nicht nur aufforderte, mit dem Vietkong und den Nordvietnamesen ebenso kritisch umzugehen wie mit den Amerikanern und er selbst am Diem-Regime noch einiges Gute fand, aber auf die vatikanische Haltung im Vietnamkonflikt während und nach Diem keine rechte Antwort wußte, weswegen sie den Redner kurzerhand unterbrachen und das Referat in ein Kreuzverhör des Referenten umfunktionierten. Da es aber bei Position gegen Position blieb, erbrachte diese Veranstaltung für bruchstückhaft Informierte doch einiges zum Nachdenken, während die kaum Informierten oder nur bruchstückhaft Interessierten dieses Kreuzverhör ebenso „unaufgeklärt“ verließen wie so viele andere Veranstaltungen.

Die anderen Berichte können hier nur mit einem Satz gestreift werden. *Beherrschend* war für alle das nun schon übergewohnte Stichwort „Krise“. Vielleicht waren sie gerade deswegen undramatisch. Im Blick auf Frankreich stellte Bischof Elchinger fest: Die Krise der Kirche sei dort „weder in erster Linie eine Krise des Status der Klerus noch der christlichen Institutionen“; sie sei vor allem „eine Krise des Denkens, eine Krise der Wahrheit, eine Krise des Glaubens“. Bischof Moeller sah es für die Nie-

derlande etwas anders: Die Kirche in den Niederlanden befinde sich unter Leitung der Bischöfe und in enger Zusammenarbeit mit ihnen auf der Suche nach einem neuen Kirchenbild. Immer deutlicher dränge es zu Konsequenzen aus der Erkenntnis, daß die Kirche Volk Gottes ist: Eine Sympathieerklärung für seine Kirche im Ausland und zugleich ein Anruf an die zentrale Kirchenleitung, „den Ortskirchen im Rahmen der universalen kirchlichen Einheit ein Höchstmaß an Eigenständigkeit und Eigenverantwortung zu sichern“. Krisengestimmt wie der Vortrag Elchingers, aber ähnlich hoffnungsvoll wie der Bericht Moellers klang der *Afrika*-Bericht von Michael Traber, in dem die Katholikentagsleitung einen vorzüglichen Afrikakenner gewonnen hatte. Er unterstrich die große Bedeutung der Kirche im Kontinent: ihre einigende und stammesverbindende Wirkung, ihren Beitrag zur Entwicklungshilfe („neben den neuen afrikanischen Regierungen ... die wichtigste entwicklungsfördernde Institution“). Er nannte die Gefahren: die verschleppte Entkolonisierung, die bleibenden Minderwertigkeitskomplexe der Afrikaner als Folge rassistischer Vorurteile der Europäer, und die Erwartungen der Afrikaner: die Anerkennung der eigenen Leistungen, den Abbau der Rassenpolarisierung, ein Ja zu einem west-östlich unabhängigen Wirtschafts- und Sozialsystem (Stichwort „afrikanischer Sozialismus“), die Förderung einer der afrikanischen Gesellschaft zugewandten Ökumene.

Straßendiskussionen

Neben diesen Ausblicken in die Weltkirche nahmen sich die vorhin erwähnten *Straßendiskussionen* mit Bischöfen, Politikern und ZdK-Vorstehern fast provinziell-deutsch aus. Einen Mißerfolg konnte man sie dennoch nicht nennen: höchstens den Diskussionsversuch der Herren (und Damen) des ZdK, zu denen sich nur ein paar Dutzend Leute eingefunden hatten, denen, wie die „Frankfurter Allgemeine Zeitung“ feststellte, „leutselig“ die Mühen der Kleinarbeit und die wachsende, wenn auch nicht krisenfreie Zusammenarbeit mit der Bischofskonferenz erklärt werden mußten. Etwas neidisch mochten die Herren des Präsidiums des ZdK um die Ecke schauen, wo die Zuhörerschaft der Bischofsdiskussion trotz Regen auf die 2000 anwuchs. Sie mochten sich der bitteren Ironie eines noch nicht vergessenen Bischofswortes erinnern, das das ZdK als „Spiralnebel“ charakterisiert hatte — übrigens weniger ironisch verstanden gar kein so negativer astronomischer Vergleich, wenn auch gegen das Sonnensystem der Bischöfe offensichtlich wieder einmal nicht aufzukommen war. Wieder einmal zeigte sich, daß trotz antihierarchischer Kontestation die Bischöfe auch im Übergang von der Volks- zur Gemeinde- oder — anspruchsvoller — zur „Freiwilligkeitskirche“ immer noch die meiste Resonanz im katholischen Volk finden. Die „Laienvertreter“ werden sich deswegen gewiß nicht zu einem falschen und ungleichen Wettstreit hinreißen lassen. Die Bischöfe ihrerseits hatten eine Gelegenheit, zu prüfen, aus welchen Schichten die interessanteste Resonanz kam. Sie werden daraus gewiß keine zu optimistischen Schlüsse ziehen. Zudem konnte das ZdK-Präsidium feststellen, daß die ZdK-nahen Politiker, die mit ca. 500 auch keinen übermäßigen Zulauf verzeichneten, es mit ihren Fragestellern schwerer hatten, weil sie zu allen möglichen Antworten von der Entwicklungshilfe bis zur Lehrlingsausbildung provoziert wurden. Und bei den Bischöfen ge-

wann man den Eindruck, der große Zulauf habe doch etwas niveaubehindernd gewirkt. Die Fragen nach der Interkommunion gingen noch an und wurden etwas zu glatt negativ beantwortet — Differenzierung hätte sich hier gelohnt. Die Kritik an „Publik“ bot den Bischöfen gute Gelegenheit, sich zur Pressefreiheit zu bekennen, die „sexuelle Verwilderung“ konnten sie nüchtern bedauern und vieles andere, die Fragen nach dem Ort des Himmels und nach dem persönlichen Glauben der Bischöfe gingen im Gelächter unter.

Ermutigend verlief die *Diskussion mit der Trierer Bischofsleitung*, zu der immerhin etwa 350 Diskutanten kamen. Bischof Stein fand den Mut, auszusprechen, daß „leider“ oft genug auch Laien nicht hart und konsequent genug auf ihren Rechten bestehen und nicht genügend Ausdauer zeigten, und erinnerte daran, daß Geistliche, die sich den neuen Strukturen in den Gemeinden „gewaltsam“ versperren, auf ihre „auch rechtlich fixierten Pflichten“ aufmerksam zu machen seien. Ordinariatsrat Aretz plädierte statt für eine autoritäre für eine „demokratische“ Hierarchie, für deren Verwirklichung er in der Teamarbeit der Großraumseelsorge — etwa durch Wahl des Teamleiters — Ansätze sah. Generalvikar Hofmann sprach sich für weitgehende Beteiligung der Laien-theologen im kirchlichen Dienst aus, und Bischof Stein hielt die Einstellung verheirateter Priester in den Dienst der Kirche „für durchaus denkbar“.

Maier und Arrupe

Aus dem Beiwerk der vielen nach außen gewandten Veranstaltungen, die nur indirekt oder global umgreifend mit dem Thema Gemeinde zu tun hatten, ragten die zwei großen Reden des Katholikentags heraus, das Eröffnungsreferat von Professor Maier und der Abendvortrag des Pater Arrupe am Donnerstag. Da wir auf den Arrupe-Vortrag noch an anderer Stelle zurückkommen dürften, können wir uns hier auf eine punktuelle *Gegenüberstellung* der beiden Reden beschränken. Vorausgeschickt sei, daß sie sich nur in einem vergleichen lassen, dort wo sie sich am meisten voneinander unterscheiden: in der Perspektive und im Ergebnis, nach Thema und Ausgangspunkt bezogen sie sich auf Nichtvergleichbares. Maier sprach betont deutsch, Arrupe über die Weltkirche und aus weltkirchlicher Erfahrung. Maier beschränkte sich auf Teilperspektiven, Arrupe skizzierte Weltsicht. Deutsches konnte bei dem baskischen Spanier mit langjähriger Amerika- und Japanerfahrung nicht erwartet werden. Verständigungsprobleme gab es dennoch nicht. Nachdem er gehört war — der Zulauf hielt sich in Grenzen —, hätten der Sache wegen manche seine Rede zur Eröffnung gewünscht. Sie war existenz- und deswegen gemeindebezogener.

Maiers Ausgangspunkt war sein beliebtestes Thema: das *Öffentlichkeitsverhältnis* der Kirche, und danach beurteilte er ihren Gesamtzustand in Deutschland. Dabei vermischte sich Treffsicheres mit Einseitigem: Er konstatierte einen „schon lange erkennbaren“ Abkühlungsprozeß zwischen Kirche und Öffentlichkeit, eine „Abnahme der Ausstrahlung auf Politik, Wirtschaft und kulturelles Leben“, das Ausbleiben einer nachkonziliaren Weltzuwendung bei gleichzeitig stärker werdender „Abhängigkeit der Kirche von den Bewegungen der Gesellschaft“. Er sah nicht nur in der DDR nach Inkraftsetzung der neuen Verfassung (vgl. Herder-Korrespondenz 23. Jhg., S. 222 f.) den

„Spielraum der Kirche außerhalb des Religiösen und Caritativen auf ein Minimum verengt“, sondern auch in der Bundesrepublik „ähnliche Tendenzen“ am Werk. Mehr noch: das Konzept von der freien Kirche im freien Staat verschiebe sich „unversehens zugunsten eines offenen oder *verdeckten Etatismus*“. Als Beispiele nannte er: die Entflechtung der Schulfrage „ohne die Gegenleistung einer vom Staat voll unterhaltenen freien Schule“ — er übergang dabei unterschiedliche Gesetzgebungen beispielsweise zwischen Nordrhein-Westfalen und Rheinland-Pfalz — und die „keineswegs beiläufigen Andeutungen eines staatlichen Monopolanspruchs im sozialen und fürsorglichen Bereich“! Die Freiheit der Kirche werde auch im Westen „auf die Dauer nicht mehr selbstverständlicher Besitz“ sein; sie müsse von den Gläubigen aktiv verteidigt, gegebenenfalls neu erstritten werden. Hier schien die Gegenwart zwischen erledigter Vergangenheit und nebelhafter Zukunft für viele nur schwer greifbar zu sein.

Arrupe, sicher an Einblicke in die Gefährdungen der Freiheit gewöhnt, dachte da weniger positions- und auch weniger kirchenbezogen. Maiers Sicht wäre für ihn vermutlich „typisch westlich“ gewesen. Gleich zu Beginn stieß er auf das Kernproblem: die *Glaubenskrise*, und zog „unwestlich“ den Schluß: Für Hunderte Millionen Katholiken sei die eigentliche Glaubenskrise „weder der faktische Materialismus noch die unbewältigte theologische Reflexion, sondern die brutale Existenznot“. Die Bedrohung der Kirche sah er anders: Für die Menschen der Dritten Welt sei es „äußerst schwer, eine Frohbotschaft ernst zu nehmen, der es bis heute nicht gelungen ist, auch die Menschen dieser Welt in ihrem ohnehin anspruchslosen Dasein einigermaßen froh zu machen“. Auch Maier sprach von kirchlichem Ungenügen, aber er sah es — diesmal strikt gegenwartsbezogen — in einem *äußeren Anpassungsvorgang*, „der mit tätiger Mitgestaltung aus christlicher Verantwortung wenig zu tun hat“ und der sogar im Bereich der Soziallehre „das Salz katholischer Ideen“ schal werden lasse.

Beide sprachen die *innerkirchliche Situation* an: Maier unter dem Stichwort *Bezugswandel* zwischen Klerus und Laien, Arrupe unter dem Stichwort *Strukturkrise*. Maier bezog sich auf das „System sozialer Handlungsverteilung zwischen Klerikern und Laien“ im Zuge des Aufblühens katholischen Verbandswesens. Mit einem Unterton des Bedauerns streifte er die Einebnung der Differenz zwischen Klerikern und Laien durch theologische Strömungen und konstatierte eine — gewiß von vielen bedauerte — *Umkehr der Antriebsrichtung*: die Wendung der Energien nach innen; die Zeichen stünden — hier sah Maier offenbar einen unüberwindlichen Gegensatz und keine dialektische Ergänzung — auf Teilhabe, nicht auf Autonomie. Das Referat Maiers mündete von daher erwartungsgemäß in die Warnung vor der „totalen Anpassung an die Strukturen der demokratischen Gesellschaft“ durch Einführung des Mehrheitsprinzips in die Kirche und durch den Abbau hierarchischer Aktivität, wobei auch er das Vorhandensein „vieler Felder für die Entfaltung demokratischer Verfahren“ nicht leugnete. Auch da setzte Arrupe andere Akzente. Auch ihm schien der Gedankengang totaler Anpassung vertraut. Die Kirche könne in ihrem Fundament nicht säkularisiert und soziologisiert werden. Auch er sah in der Strukturkrise der Kirche Abhängigkeiten von der Gesamtgesellschaft, doch die *entscheidende* Kraft dieser Entwicklung komme von innen.

Ihre Lösung sah er — hier begegnete Arrupe auffällig den Ausführungen des Bischofs von Groningen — in einer veränderten, funktionaleren und neu gestärkten Zuordnung zwischen Lokal- und Gesamtkirche: Ohne Bindung an die Gesamtkirche werde heute die Lokalkirche zur Sekte. Dennoch: die einseitig abendländische Periode sei vorbei und müsse einem notwendigen Differenzierungsprozeß mit pluralen Strukturen Platz machen. Gegenüber dieser Perspektive verblieb Maier im inneren Kreis, seine Sorge war, daß mit der Neuentdeckung der Gemeinde statt des Hauses voll Glorie nicht die Basisgruppe zum *Modell* von Kirche und diese zu einer *Vielheit ohne Einheit* werde.

In diesem Punkt begegneten sich die beiden Reden. Sie gingen aber wieder auseinander in dem, wo sie beide am meisten engagiert waren: in der Deutung des gesellschaftlichen „Mandats“ der Kirche: Beide sahen konzentriert den Grundauftrag der Kirche darin, daß sie sich des Menschen annehme. Bei Maier standen die Zeichen auf Warnung vor Anpassung an revolutionäre Bewegungen. Arrupe schien erfüllt von der Pflicht der Kirche, auf Vermenschlichung gesellschaftlicher Zustände hinzuwirken, und plädierte im Anschluß an „*Populorum progressio*“ und im Blick auf die Dritte Welt für *radikalen* Wandel, der nicht ohne Brüche und Spannungen vor sich gehen könne. Er glaubte daran, daß „der Ruf der Menschen nach Freiheit und Selbstbesitz nicht mehr eine Utopie zu sein bräuchte, sondern in die Nähe der Verwirklichung gerückt werden könnte“. Das klang beinahe diesseitig. Demgegenüber blieb Maier nüchtern eschatologisch: Diese Welt verlange „Kirche nicht in erster Linie als Gefährtin weltlicher Revolutions- und Freiheitsbewegungen“, sie verlange sie gerade dort, „wo die diesseitigen Verheißungen im Griff der Gewalt, die sie erzwingen will, zerbrechen . . .“. Arrupe hätte da gewiß zugestimmt, dennoch glichen die beiden Referate zwei keineswegs deckungsgleichen Seiten derselben Medaille.

Wer allein diese beiden Referate aufmerksam durchging und verglich, konnte nicht mehr sagen, in den Großkundgebungen und in den nach außen gewandten Veranstaltungen — dem Dachgeschoß des hochaufgehäuften Programms — sei keine feste Kost verteilt worden. Man habe nur zum Fenster hinausgeredet.

III. Die Entfaltung des Themas in den Foren

Doch weiter zum Arbeitsteil des Katholikentages, zunächst in das Mittelgeschoß zu den Foren, die mit nicht weniger als 19 Referaten (mit Diskussionen) das Thema entfalten und die Teilnehmer auf die Aussprache in den Arbeitskreisen vorbereiten sollten. Um eines vorwegzunehmen: Man hatte hier dem Publikum etwas zuviel zugemutet oder, ganz milde formuliert — die Zuhörfähigkeit der Teilnehmer, ihre Geduld, für sie nur stückweise verständliche und interessefördernde Referate anzuhören, überschätzt. Drei Referate pro Forum, von denen manche abendfüllend gewesen wären, wären sie nicht teils erzwungen, teils freiwillig gekürzt worden, waren eindeutig zuviel. (In einem Forum wurden es sogar vier, weil sich die Referenten über politische Theologie, der Jurist Prof. E.-W. Böckenförde und der Theologe E. Feil, die Rollen teilen wollten.)

Nach der Programmstudie hatten diese Referate die Aufgabe, in die drei Grundthemen einzuführen, nach denen das Gesamtthema Gemeinde entfaltet werden sollte: Ge-

staltwandel der Gemeinde, das Amt und die Gemeinde, der Weltauftrag der Gemeinde. Diese drei Themen wurden in sechs Foren gegliedert, die höchst unterschiedliche Teilnehmerzahlen anzogen. Im Forum I („Gemeinde Gottes — aus Menschen für Menschen“) mit seiner bloß leitwortartigen Themenangabe versammelten sich 1200 Teilnehmer; die höchste Teilnehmerzahl erreichte das Forum II mit der schon präziseren Formulierung „Gemeinde Gottes in der Gesellschaft“; für das Forum III über Struktur- und Rechtsfragen („Gemeinde und kirchliche Rechtsordnung“) interessierten sich nur 350 Hörer und Diskutanten; hingegen strömten 1000 in das vermutlich nicht für ein breites Publikum gedachte Forum IV („Gemeinde in der Theologie der Gegenwart“); erstaunlich wenig Anklang fand mit 340 Teilnehmern das Forum V über „Gemeinde in der Ökumene“; etwas stärker besucht war das Forum VI über „Gemeinde im Heildienst der Kirche“ mit ca. 600 Teilnehmern, das sich mit Forum I und II vielfach überschneidet. Die Gliederung in die sechs Foren hatte offenbar mehr technische als strikt thematische Zwecke. Deswegen wird hier auf ein Resümee der einzelnen Foren verzichtet und der Einfachheit halber nach den drei genannten Grundthemen berichtet. Dadurch wird eine teilweise Umkehrung der Reihenfolge notwendig.

Soweit der Chronist es übersehen kann, wurde in keinem der 19 Referate versucht, *Gemeinde* genau zu bestimmen oder gar zu *definieren*, wohl aber wurden die wesentlichen theologischen und soziologischen Bestandteile ihres Verständnisses beigesteuert. Es kann also zum besseren Verständnis von der Umschreibung der Programmstudie ausgegangen werden: „Gemeinde ist dort, wo Christen in der Einheit des Bekenntnisses eine Gemeinschaft miteinander bilden, die ihr Leben als Christen wesentlich bestimmt und die ihre Mitte und ihren Höhepunkt in der gemeinsamen Feier der Eucharistie findet.“ Die *rechtliche Verfassung* und die *Einordnung in die Gesamtkirche* kamen als unverzichtbare Attribute dazu. Beide Attribute wurden denn auch in eigenen Referaten behandelt, das erste im Forum III, das zweite mehr einschlußweise im Forum IV. Manche hatten hier vermutlich eine stärkere Hervorhebung der gesamtkirchlichen Bezüge erwartet, doch entschied man sich mit der getroffenen Auswahl aus guten Gründen für ein pragmatisch gemischtes Programm von Grundaussagen und Aktualitätsbezügen, deswegen auch das besucherstarke Forum IV mit dem Stichwort „politische Theologie“.

Zum Gestaltwandel der Gemeinde

Einige Stichworte zum Thema I: Gestaltwandel der Gemeinde. Er wurde doppelt erklärt: theologisch und gesellschaftlich. Dies geschah im wesentlichen in den Referaten der Foren I und II, teilweise auch im Forum IV, wobei teilweise auch das Thema Priester von mehreren Seiten unter theologischen (Referat Prof. K. Lehmann), spirituellen (Rektor W. Hagemann) und gemeindebezogenen Gesichtspunkten. (verschiedene Referate) einbezogen wurde. Resümiert man zunächst *theologisch*, so wäre an erster Stelle das Referat von Prof. W. Breuning, Bonn, („Ist die Kirche Gemeinde — Ist die Gemeinde Kirche?“) in Forum IV zu nennen, das den drei genannten Grundthemen sinngemäß vorauslag und das zu den theologisch fundiertesten des Katholikentages gehörte. Das Fazit Breunings: Nach der Grundintention des Neuen Testa-

ments steht das Wort „Ekklesia“ dem Volksgedanken nahe und enthält in Analogie dazu dessen ganzen Reichtum. Es bezeichnet *die Gemeinde am Ort und zugleich die Gesamtkirche* in voller, „entgrenzter“ Offenheit auf die Gesamtmenschheit. In diesem Sinne ist die Kirche „zwar der Kreis derer, die Jesus um sich sammelt“, aber das *einzig* Feste und Geschlossene an diesem Kreis ist sein Mittelpunkt: Christus selbst, der in seiner universalen Bezogenheit die Gemeinde hindert, ihn für sich allein zu reklamieren. Aber ohne die Konkretisierung in der Gemeinde wäre auch das Mysterium des Leibes Christi nicht mehr in seiner Fülle mitten in der Welt. „Deswegen reklamiert die Gemeinde an Ort und Stelle ihre Bedeutung für die geschichtliche Verwirklichung des Christumysteriums in der Welt.“ Damit war auch das Stichwort gegeben für die Frage nach der rechten Gestalt der Gemeinde in der jeweiligen, konkret in der heutigen Gesellschaft.

Auf diese Frage antworteten zunächst unter *soziologischen* Gesichtspunkten („Wandel der Gemeinde im Wandel der Gesellschaft“) Prof. J. Schasching SJ (Rom) und unter kirchenpraktischen Gesichtspunkten die Referate von Frau M. Manstein, Freiburg („Was erwarten die Menschen heute von der Gemeinde?“) und von O. Neisinger, Frankfurt („Gemeinde — im Getto oder mitten in der Gesellschaft“). Mit dieser Antwort geriet man aber in beträchtliche Schwierigkeiten. Prof. Schasching versuchte zwar didaktisch plastisch und unter vielerlei Gesichtspunkten die Sozialisierung und Standardisierung der gesellschaftlichen Prozesse in der arbeitsteiligen Leistungsgesellschaft zu erläutern und die Auswirkungen auf „religiöse Strukturen und Gebilde“ zu erklären, insbesondere im Autoritätsbereich, dessen sich dann unter theologischen Gesichtspunkten im zweiten Referat Prof. H. Bacht SJ (Frankfurt/St. Georgen) annahm. Haarscharf umschrieb er die Gegenwartssituation der *kirchlichen* Autorität: In der arbeitsteiligen Gesellschaft habe sich Autorität durch Organisation und Koordinierung jeweils zu legitimieren. Tue sie das nicht oder berufe sie sich auf außergesellschaftliche Autoritäten, werde sie abgelehnt. Aber selbst dieses fast kontestationsnahe Ergebnis der Autoritätsanalyse schien den diskussionsgierigen Teil der 1400 Hörer in der Trierer Postsporthalle nicht recht einzugehen, und die behutsame Heranführung an die Frage, welche Formen oder Angebote von Gemeinden in einer in viele Funktionen aufgliederten Gesellschaft, in der sich der einzelne rollenplural zu verhalten und Gemeinden einen Ausgleich von Konflikten und Disfunktionen zwischen Teilbereichen zu leisten haben, möglich seien, kam offensichtlich auch nicht ganz an. Das Fazit des Referats von Schasching, die Aufsplitterung der Interessen und des Bedarfs in der „Verbandsgesellschaft“ mit den vielen Zugehörigkeiten des einzelnen verunmögliche eine umfassende und „radikale“ Teilnahme auch im Religiösen und erlaube auch dort nur eine partielle „Teilhabe“, weswegen auch Gemeinde nur als „Ort vielschichtig gegliederter Zugehörigkeit“ Chancen habe, kam in der Diskussion nicht ans Ziel. Hier wäre Gelegenheit gewesen, aus der Situation partieller gesellschaftlicher Teilhabe, Konsequenzen für ein plurales Angebot an Gemeindeformen und -typen etwa im Kontext einer Großraumseelsorge zu ziehen und damit den entsprechenden Arbeitskreisen vorzuarbeiten; doch die trockene Analyse, der Wunsch nach praktischen Spielregeln und das gärende Verlangen nach gesellschaftlicher Veränderung vertrugen sich schlecht. Der Protest einer Ordensfrau, die bald zum Katholikentagslieblich-

der Presse wurde, man schmore hier im eigenen Saft und vergesse die 80 % Deklassierten der Dritten Welt, beeindruckte den dichtgefüllten Saal offenbar mehr als die Not gründlicher Überlegung. Professor Bacht konnte sein Referat erst beginnen, nachdem er die Kürzung auf eine halbe Stunde versprochen und das Plenum zwanzig Minuten mit der Geschäftsordnungsfrage vertan hatte, ob gleich debattiert oder das zweite Referat angeschlossen werden solle. Der Fall war bezeichnend für viele nicht gelungene Lernprozesse und den mangelnden Willen, „Information“, an der es überall gründlich fehlte, *allseitig* ernst zu nehmen. Man dachte immer noch mehr emotional über das Thema hinaus als von der Sache her.

Aber auch die Referenten hatten mit der gesellschaftlichen Ortung der Gemeinde Schwierigkeiten. Schasching hatte eingangs die Frage gestellt: „Ist das Verhältnis zwischen Kirche und Gesellschaft in diesem Jahrhundert nicht bereits so disparat geworden, daß äußere Anpassungen nicht mehr genügen, sondern bereits ein offener *Systemkonflikt* besteht, der viel radikalere Maßnahmen erfordert?“ Er selbst wollte sie mit soziologischen Mitteln nicht entscheiden, und die Referenten, die unter kirchenpraktischen Gesichtspunkten dazu Stellung zu nehmen hatten, stellten sich ihr nicht. Frau Manstein formulierte die realen Erwartungen an die Gemeinde nur sehr allgemein. Sie ging wohl mit dem „traditionellen Inselleben“ in der Gemeinde ins Gericht, das keine Chancen der Kontaktaufnahme mit jenen biete, die von der Gemeinde noch was erhofften, und empfahl als Abhilfe schöpferische Phantasie. Neisinger wetterte im Forum II zwar über „die praxisfernen Theoretiker“, die sich durch ihr „entschlußloses Für und Wider neuer Gemeindeformen“ für das Getto entschieden, über die Nabelschau introvertierter Debatten, die den ärgerlichen Eindruck von Sekten machten, über verstaubte Traditionen und Vereinsmentalitäten. Dabei blieb es aber auch. Bedenkenswert war höchstens die Vorhersage: der Mangel an geistlichen Berufen werde durch neue Gemeindestrukturen nicht behoben werden.

Das Amt und die Gemeinde

Substanziellere Aussagen wurden zum zweiten Grundthema gemacht: zum *Amt in der Gemeinde*, insbesondere in den Referaten von Prof. Lehmann und Rektor Hagemann, aber unter anderer Themenstellung auch im Forum III über die Kirchlichen Rechtsstrukturen (Referate Prof. J. Hirschmann SJ und Generalvikar Prof. L. Hofmann). Nach Lehmann leitet das ganze Neue Testament im Gegensatz zu heutigen Bemühungen vom priesterlichen Charakter des Gottesvolkes nirgends die Existenz oder den Auftrag von Amtsträgern ab. Seine Aussagen über das „gemeinsame Priestertum“ kenne keine Unterschiede zwischen Amt und Laien. Deshalb könne kirchlich-priesterlicher Dienst „nichts anderes sein als das Präsentwerden des einen und ewigen Priesters Jesus Christus“. Sakralisierungstendenzen, die das Besondere des Amtes in einem „besseren Christsein“ sehen, lehnte Lehmann als unchristlich ab. Über die Wirkungen des Rufs nach der Dienstgestalt des Amtes zeigte er sich enttäuscht. Er sah darin den Grund für manche nachkonziliare Resignation. *Mitspracherecht und Entscheidungsbeteiligung* der Glaubensbrüder war für ihn selbstverständlich. Eine *grundsätzliche* Amtsfeindlichkeit des heutigen Christen stellte er in Abrede.

Die theologische Deutung des Amtes durch Lehmann wurde unter spirituellen Gesichtspunkten durch das Referat Hagemanns im Forum I vorzüglich ergänzt: Der Priester ist zunächst einmal Christ unter Christen. *Christsein* heißt aber im letzten „Mut zur eigenen Endlichkeit des Menschseins und gerade darin Mut zur Anwesenheit des Unendlichen und Unbedingten in dieser Endlichkeit“. Das Unterscheidend-Priesterliche läßt sich nach Hagemann nur verstehen aus dem Unterscheidend-Christlichen. Der Priester ist da, damit Christsein geschieht, in den anderen, in der Gemeinde. Daraus zog Hagemann harte, realistische Forderungen für die priesterliche Existenz: Da er als Christ für das Christsein der anderen da sei, dürfe er sich nicht wundern, daß er es schwer hat; er dürfe sich um so weniger auf sein Verurteiltsein zum Mißerfolg kaprizieren. Eine fast ausschließliche Orientierung des Priesters an der Einzelgemeinde lehnte Hagemann ab: Priester müßten Menschen sein, die in *absoluter Verfügbarkeit* „nichts anderes wollen, als Christen (zu) sein“. Er machte sich damit zu keinem enragierten Zölibatsverfechter: Ehelosigkeit als bloßes Bruchstück der radikalen Verfügbarkeit sei fast notwendig mißverständlich, wenn es nicht durch eine *Armutshaltung* als Freiheit zum Für- und Miteinander-Haben und durch einen *Gehorsam* ergänzt wird, der deutlich macht, „daß der Priester nicht als Freistilchrist lebt, sondern daß ihm Christi Gehorsam in der Gemeinde gegenwärtig ist“. Vor „neurotischer Dienstlichkeit“ und anderen „Bewegungen der Flucht“ warnte Hagemann nachdrücklich.

Im Forum III klangen verwandte Töne an. Hirschmanns Referat zeigte sich offen für die Weiterentwicklung kirchlicher *Rechtsstrukturen*, lehnte aber in deutlicher Blickrichtung auf Kontestation eine solche Weiterentwicklung „mit den Mitteln des Drucks und der Unfreiheit“ ab. Er warnte die Deutschen vor einem „Rechtperfektionismus“, der die Grenzen des Rechts nicht sehe. Ähnliches sagte auch Prof. Hofmann, der das *Charismatische* in der Ordnung der Gemeinde als Generalvikar und pastoraler Kirchenjurist sachlich und nüchtern zu nehmen wußte: Das Recht sei nicht immer ein Einklemmen des freien Lebens. Jeder Mensch, auch der frömmste, bedürfe eines Freiheitsraumes, und dieser werde durch das Recht geschützt. Hofmann sah das Charismatische so unpathetisch wie das Juristische: Charismen ließen sich nicht organisatorisch erfassen, sie seien weder mit einem Stand noch mit Strukturen identisch, noch müßten sie diesen grundsätzlich fehlen. In einem Rat mit lauter Charismatikern vermochte er keinen Glücksfall zu sehen. Leute mit Fachkenntnissen, die die Probleme der Welt in die Kirche hineinbringen, waren ihm wichtiger. Seine Devise: weniger Propheten als Realisten. In der verschärften Spannung zwischen Amt und Charisma sah er kein Übel, welches um jeden Preis zu beseitigen ist. Spannungen seien eben auszutragen. — Als konkreten Weg, durch Recht im Sinne von Prof. Hofmann Freiheitsraum zu sichern, brachte als dritter Referent im Forum III der ehemalige Präsident des Verfassungs- und Oberverwaltungsgerichtes von Nordrhein-Westfalen, W. Pötter, den Vorschlag ein, kirchliche Schiedsstellen und Verwaltungsgerichte zu errichten, wobei er ausdrücklich auf entsprechende Pläne in einzelnen Diözesen und innerhalb der deutschen Bischofskonferenzen hinwies. — Um den Aufweis partnerschaftlicher Strukturen in den Gemeinden bemühten sich die beiden theologischen Referenten im Forum VI, Prof. B. Dreher, Wien („Pastorale Dienste der Gemeinde heute“) und Prof.

O. Semmelroth SJ, Frankfurt / St. Georgen („Eine Gemeinde — viele Dienste“). Ihre Gedanken wurden in den Arbeitskreisen über Strukturfragen fortgesetzt. Nicht alle Fragen des Amtes kamen in den Referaten und Diskussionen zur Sprache, doch was sich an Problemen artikulieren konnte, war bereits stärker vom Bemühen um weniger Ängstlichkeit und mehr Nüchternheit getragen.

Der Weltauftrag der Gemeinde

Nicht so leicht läßt sich dies zum dritten Grundthema sagen: zum *Weltauftrag der Gemeinde*, unter das wir hier aus methodischen und sachlichen Gründen auch das ökumenische Forum eingliedern. Wir können uns damit kurz fassen, da derselbe Themenkreis unter vielerlei Schattierungen und stärker akzentuiert im Ergebnis mehrerer Arbeitskreise wiederkehrte. Die ökumenische Weltzuwendung kam zwar erst im dritten Referat des ökumenischen Forums (Referent: Bürgermeister W. Hamberger, Fulda, anstelle des erkrankten Caritaspräsidenten, Prälat G. Hüßler), doch wurde deutlich, daß die Ökumene als solche für die Gemeinde nicht nur ein Feld der Kirche, sondern selbst ein Stück Welt bildet. Ein Vierfaches fiel in diesem Forum auf: 1. Pfarrer U. Valeske, Pöcking, stellte die Frage, „ob die herkömmlichen ‚Gefäße‘ unserer kirchlichen Strukturen noch durchweg geeignet sind, die ‚Formen‘ für das rechte Verstehen und Befolgen der christlichen Botschaft in unserer Zeit abzugeben“. Diese theologische Parallelfraße zum Referat Schaschings hätte kaum sensationell gewirkt, hätte sie nicht eine fast totale Gemeinsamkeit nicht nur der aus der Welt kommenden, sondern auch der aus dem Glauben entstehenden Probleme bekundet und hätten nicht später in der Diskussion Frager zum zweiten Referat (Msgr. E. Walter, Freiburg) das sich mit den sakramental-ekklesiologischen Verschiedenheiten zwischen den Konfessionen auseinandersetzte, von jugendlichen Zuhörern die unverblühte Antwort erhalten: Sakrament, Mahl, Opfer, Symbol, das alles verstünden sie nicht mehr. 2. Pfarrer Valeske brachte einen zu oft vergessenen ökumenischen Faktor ins Spiel: die *Freikirchen*. Diese seien keine Sekten. Sie hätten sich zwar bewußt von den Großkirchen abgesetzt, weil sie eine Gemeinde bewußt gläubiger Christen nach neutestamentlicher Ordnung sein wollten; sie halten aber an den gemeinsamen Überzeugungen der Christenheit fest. Sein Ideal der „Freiwilligkeitskirche“, auf das heute auch die Großkirchen zustrebten, sah er in ihnen besser verwirklicht. 3. Pfarrer Walter suchte den ökumenischen „heißen Eisen“ der Interkommunion und der Mischehenfrage nicht auszuweichen, steuerte aber wie später Prof. R. Hauser, Heidelberg, im Arbeitskreis 6 eine mittlere Linie zwischen ökumenischer Ungeduld und kirchlichem Zögern. Er ertete Protest und Zustimmung. Wie sich später zeigte, konnte sich innerhalb des Katholikentages diese Linie halten. 4. Bürgermeister Hamberger forderte die Bildung *lokaler Christenräte* „als repräsentative Vertretungen aller Kirchen und christlichen Gruppen“. Er erwartete sich davon eine Verbesserung der Situation der Gemeinden insgesamt ebenso für deren Verantwortung in der Gesamtgesellschaft: In der Pfarrei sei eine Antwort auf die Frage zu finden, welchen Dienst die Menschen benötigen. Dort sei das Feld, in dem weder Gewissensgründe noch unüberwindbare Kompetenzschwierigkeiten daran hindern, „eine Fülle von Aufgaben gemeinsam, effektiv und

sachgerecht wahrzunehmen“. Der Vorschlag war auch im Schlußbericht von Beckel zu hören. Vermutlich kommt er in den nächsten Monaten stärker in die Diskussion.

Die Aussagen zum Weltauftrag im eigentlichen Sinne lassen sich viel schwerer auf einen richtungweisenden Nenner bringen, weil sie über die verschiedenen Foren und Referate verstreut waren. Die Fragestellung blieb recht unklar; ein Teil der Aussagen wiederholten Altbekanntes; das Ergebnis war eher mager. Besonders zu nennen sind die Referate von Böckenförde und Feil über die *politische Theologie*, weil sie eine Strömung vertraten oder über diese referierten, die sich um die theologische Grundlegung des Weltbezugs der Gemeinde als christlicher Gruppe mit politischer Verantwortung bemüht, um die Verdeutlichung der christlichen Botschaft als Verheißung für die Welt. Feil traf eine methodische Klarstellung: Er unterschied zwischen politisch konzipierter politischer Theologie und theologisch verstandener politischer Theologie. Letztere verstehe sich durchaus nicht als politisches Programm. Die Frage des politischen Mandats werde innerhalb dieser zweiten Richtung weder eindeutig bejaht noch verneint. Gegen den Vorwurf der Politisierung der Kirche, die die erste Richtung betreibe, nahm er die zweite und damit die Theologie von *J. B. Metz* kräftig in Schutz. Böckenförde hatte speziell die Frage nach dem *politischen Mandat* noch deutlicher zurückgeschraubt, jedenfalls bezüglich des kirchlichen Amtes, dessen Träger nach Böckenförde im politischen Bereich den Gläubigen nichts voraus hätten; nur negative Abgrenzungen gestand er ihnen zu. Enzykliken und Hirtenbriefe zu politischen Fragen gäben nur die Ansichten der Person oder Stelle wieder, von der sie kämen. Bei soviel Vereinfachung konnte Widerspruch nicht ausbleiben.

Schließlich wären unter der Rubrik Weltverantwortung der Gemeinde noch die Referate von Prof. *H. J. Helle* (Aachen) über „Verantwortung der Gemeinde für eine menschlichere Welt“ im Forum I und von *P. Heck* (Neuß) über „Gesellschaftliche Aufgaben der Gemeinde am Ort“ im Forum VI zu nennen. Helle holte sehr weit anthropologisch aus, sprach von biologischen Gesetzen, vom Fehlen handlungssteuernder Instinktmechanismen, durch die Humanisierung erst möglich und zugleich notwendig würde; er sah die Verantwortung der Gemeinde betont darin, der Welt das Wesen Mensch zur Kenntnis zu bringen. Er überschritt mehrmals den Rahmen, definierte aber exakt ad hominem den „Teufelskreis der Gettoangst“: „Etwaigen Forderungen nach innen entzieht sich der einzelne, da er ja nicht an einem Getto mitbauen will, und den Verpflichtungen nach außen . . . entzieht er sich, da er allein ja nichts ausrichten kann und da die Gemeinde an mangelnder Verfaßtheit leidet.“ Heck betonte sehr nachdrücklich die sozial-caritative Verantwortung der Gemeinden, die immer noch am besten von freiwilligen Kräften wahrgenommen würde. Parteipolitische Themen in den Bildungsprogrammen der Gemeinden lehnte er ab, wohl aber müßten soziale und kulturelle Fragen auch unter politischen Gesichtspunkten behandelt werden. Seine Ausführungen zur gemeindlichen Caritas fanden ihren Niederschlag im Arbeitskreis 12 „Caritative Sorge der Gemeinde“.

IV. Die Ergebnisse in den Arbeitskreisen

Während wir bei der Schilderung der Forumsarbeit uns mit Bedacht an die *Referate* hielten, können wir uns bei

der Registrierung der Arbeitskreise mit zwei Ausnahmen auf die Zusammenfassung des protokollierten *Arbeitsergebnisses* beschränken. Soweit sich die Aussagen der Referenten in den Diskussionen durchgesetzt hatten und soweit sie konkrete Vorschläge enthielten, haben sie sich ohnehin im Arbeitsergebnis niedergeschlagen. Die von Redaktionskomitees im Eiltempo verfaßten Resümees mögen nicht immer die Gedanken der Diskussion exakt wiedergeben oder nach der Regel der je größeren Bedeutung verfaßt worden sein. Etwas aufgeputzt und frisiert vermitteln die Abschlußpapiere zweifellos ein etwas weniger runzliges Porträt der Diskussionen als es in diesen selbst erlebt wurde. Doch sind es die „amtlichen“ Dokumente, an die sich diejenigen zu halten haben, die sich über die Auswertung von Trier Gedanken machen müssen. Was sie an Atmosphäre in den rauchigen Erdgeschoß- und Souterrainräumen verdecken, erbringen sie mehr an Sachlichkeit.

Nehmen wir die zwei Ausnahmen vorweg: Im Arbeitskreis 3 („Glaubensverkündigung in Familie und Schule“), mit weitem Abstand der meistbesuchte (900—1100 Teilnehmer) und meistumstrittene, sah sich das Redaktionskomitee trotz ausdrücklicher Beauftragung durch das Plenum außerstande, das Arbeitsergebnis zusammenzufassen. Worauf man sich einigen konnte, war ein *offener Brief*, in dem die Deutsche Bischofskonferenz „eindringlich“ gebeten wurde, a) *Schülerseelsorgern* mehr Räume, mehr finanzielle Mittel und hauptamtliche Mitarbeiter für außerschulische Seelsorgearbeit an den Schülern zur Verfügung zu stellen und die geistlichen Religionslehrer nicht länger mit zusätzlichen Aufgaben (Pfarrseelsorge!) zu belasten, und b) verstärkt *Elternseminare* und andere Einrichtungen zu schaffen, um die Eltern in ihrer Rolle als religiöse Erzieher „systematisch und kontinuierlich orientieren“ zu können und die Pfarreien auf Veranstaltungen „intensiver Elternbildung“ zu verpflichten. Eine andere vom Referenten, Religionslehrer *H. J. Münzel*, Trier (Mitglied der „Aktion kritische Gemeinde“), eingebrachte Resolution, schulischen *Religionsunterricht* und *Katechese* institutionell zu trennen, die nach überhitzter Sach- und Geschäftsordnungsdebatte zur Abstimmung kam, war von der Mehrheit abgelehnt worden. Die Auseinandersetzungen in diesem Arbeitskreis hatten mit der Entscheidung Münzels begonnen, sein Referat auf den schulischen Aspekt zu beschränken. Es wurde zu einem vehementen Plädoyer zugunsten einer strikten Trennung von informatorisch-kritisch erteiltem schulischen Religionsunterricht und der Katechese als kirchlich-religiöser Unterweisung, die nach Münzel in der Schule nichts zu suchen habe. Hinter seinem Referat stand nicht nur die gegenwärtige Kontroverse über Religionsunterricht als Information, sondern auch der Halbfassche Theologiebegriff mit gesellschaftskritischer Tendenz. Seine Thesen wurden, etwas zu deutlich agitatorisch vorgetragen, von vielen Eltern und Geistlichen ebenso scharf abgelehnt, wie sie von Schülern aus Triers Mittel- und Oberstufen beklatscht wurden.

Die zweite Ausnahme war anderer Art. Im Arbeitskreis 9 (Haus Gottes — Haus der Gemeinde), der zum Schluß nur noch 60 Teilnehmer hatte, kam man mit dem *Kirchenbauproblem* nicht über die Runden. Der Referent, der Schweizer Pfarrer *P. Husi* (Küßnacht), hatte sich nachdrücklich für unsakrale, kirchliche Mehrzweckbauten eingesetzt, weil darin allen, den religiös und nicht-religiös Veranlagten, ein Platz geboten werden müßte. Nur der Mehrzweckbau habe die Chance, vom Rande und vom

Zentrum her Gemeinde differenziert aufzunehmen und besser zu bilden. Husi kritisierte auch die Kirchenbauausstellung des Katholikentages, da auf ihr nur sakral gestaltete, für den Gottesdienst ausgesparte Räume zu sehen gewesen seien. Der nur 13zeilige Schlußbericht hielt fest, man habe sich über das Thema „Mehrzweckraum“ nicht einigen können, vor allem nicht über die Grenzen möglicher Nutzungen: von der Eucharistiefeier bis zur geselligen Veranstaltung. Mit dem Thema schulischer Religionsunterricht hatte das Thema „Mehrzweckkirchenbau“ eines gemeinsam: sie sind seit längerem gleich heiß umstritten. Trier lieferte dazu nur konzentrierte Situationsbilder.

Gottesdienst und Verkündigung

Die beiden bisher genannten eingeschlossen, lassen sich die 27 Arbeitskreise und ihre Ergebnisberichte in vier Gruppen gliedern: Gottesdienst und Verkündigung, Strukturen und Verwaltung, Bezugsgruppen der Gemeinde, Gemeinde in der Gesellschaft. Sie überschneiden sich zum Teil mit den Foren, zum Teil erweiterten oder differenzierten sie deren Thematik. Diskussion und Ergebnisse waren hier auf jeden Fall konkreter, im Gespräch, nicht unbedingt im Ergebnis am fruchtbarsten dort, wo Arbeitskreise sich ihrerseits in Untergruppen gliederten. Zur ersten Gruppe gehörten (in Klammern die Teilnehmerzahl vom ersten und zweiten Tag): Arbeitskreis 1 („Gottesdienst und Gemeinde“), Referent: Prof. B. Fischer, Trier (200, 180); Arbeitskreis 2 („Predigt und Gemeinde“), Referent: R. Zerfaß, Trier (200, 100), Arbeitskreis 3 („Glaubensverkündigung in Familie und Schule“), Referent: H. J. Münzel, Trier (1100, 950); Arbeitskreis 4 („Glaubensverkündigung in Jugend- und Erwachsenenbildung“), Referent: Prof. A. Exeler, Münster (200, 237); Arbeitskreis 5 („Biblische Besinnung in der Gemeinde“), Referentin: M. Schaeffler, Tübingen (100, 110); Arbeitskreis 7 („Missionarische Gemeinde“), Referent: Th. Hermann, Dortmund (150, 100); Arbeitskreis 8 („Gemeinde und Weltmission“), Referent J. Aigner, München (130, 120). Arbeitskreis 9 („Haus Gottes — Haus der Gemeinde“), Referent: P. Husi, Küßnacht (200, 60). In dieser ersten Gruppe wurden die meisten, konkretesten (und vermutlich — insbesondere zur Jugend- und Erwachsenenbildung — kostspieligsten) Vorschläge unterbreitet. Einer der fruchtbarsten Arbeitskreise war der erste, über die *Liturgie*. Der Ergebnisbericht hält in der Präambel postulatorisch fest: Die Gemeinde mit dem Priester gestaltet den Gottesdienst (theologisch begründet im allgemeinen Priestertum der Gläubigen); in den Gottesdienst müssen die Lebensfragen der Menschen Eingang finden; die eucharistische Feier setzt die brüderliche Gemeinschaft voraus und schafft sie. Unter Punkt 1 werden die „Wiedererkennungsmerkmale“ der Eucharistiefeier, die gesamtkirchlich verbindlich bleiben sollen, festgehalten: a) formale Teile: Eröffnung, Wortgottesdienst, Eucharistiefeier, Sendung, b) verbale Teile: Akklamationen, Hochgebete, Vaterunser. Unter Punkt 2 liest man die Forderung: „Die liturgische Gesetzgebung soll so flexibel gestaltet werden, daß die Verantwortlichen in der Pfarrei die Möglichkeit haben, im Gottesdienst auf die gegebene Situation einzugehen.“ Punkt 3 unterstreicht die Bedeutung verständlicher Sprache und die Möglichkeit freier Übersetzung. Der zentrale Teil beschäftigt sich mit der Differenzierung des Gottesdienstangebotes: fle-

xible Wortgottesdienstgestaltung; *Gruppenmessen* in Familienkreisen, für Kranke, für Schulklassen und Jugendgruppen. (Als Voraussetzungen werden genannt: Eucharistiefähigkeit und -bereitschaft, partnerschaftliche Mitarbeit des Priesters, orts- und situationsgerechte Kleidung des Priesters); *Anerkennung auch nichteucharistischer Gottesdienste als Sonntagsgottesdienst* (auch in anderen Arbeitskreisen gefordert). Im Schlußteil wird nach Einzelvorschlägen zur Sakramentenspendung (Kindertaufe im Rahmen des Gemeindegottesdienstes, Spendung der Firmung als Sakrament der Mündigkeit, äußerliche Vereinfachung der Erstkommunionfeier) speziell auf das *Bußproblem* eingegangen: dieses müsse auch im außerliturgischen Raum seinen Platz haben, Bußgottesdienste sollten zum ständigen Angebot werden. Ihr sakramentaler Charakter sei zu klären. Eine Abstimmung über die Zulassung der Interkommunion konnte mit Hinweis auf Arbeitskreis 6 (Ökumene!) umgangen werden.

Bescheidener fiel das Ergebnis im Arbeitskreis 2 aus. In einer umfangreichen Resolution wurde festgestellt, die *Predigt* stehe im Widerspruch zu dem Stil, wie heute Menschen miteinander reden. Als Abhilfen wurden u. a. gefordert: Beteiligung des Laien an der gottesdienstlichen Verkündigung (die *Laienpredigt* war ein Postulat des Referenten), neue Formen der Gemeindepredigt: als Podiumsdiskussion, als Fachreferat mit anschließender theologischer Auslegung. Oberster Maßstab für die Erneuerung der Predigt dürfe nicht deren Attraktivität, sondern die Frage sein, was heute Evangelium ist und wie es verkündet werden soll.

Das umfänglichste und kostspieligste Ergebnis erbrachte der Arbeitskreis 4. Neben der Ergründung der Bildungsbereitschaft und der Findung neuer Zielgruppen wurde gefordert: die Einsetzung hauptamtlicher Kräfte für *Erwachsenenbildung* in Dekanaten oder Regionen; die Schaffung eigener Seminare mit überdiözesaner Trägerschaft, Verstärkung der Informationsarbeit (u. a. durch Gründung eines eigenen Blattes), verstärkter Einsatz moderner Publikationsmittel (Kassettenfernsehen), die Errichtung von Bildungszentren für Erwachsenenbildner in den Diözesen, der Einsatz einer angemessenen Zahl hauptamtlicher Erwachsenenbildner. Eigens werde noch hinzugefügt: *finanzielle Konsequenzen* aus alledem ließen sich nicht vermeiden. — Beigefügt wurden noch fünf *Resolutionen an die Bischofskonferenz*: die erste verlangt großzügigere Unterstützung der Jugendbildungsarbeit; die zweite fordert die Herausgabe einer Buch- und Zeitschriftenschau für Erwachsenenbildner; die dritte forderte eine gleichrangige Behandlung der Erwachsenenbildung mit anderen Bildungseinrichtungen, die vierte empfiehlt Versuche mit ökumenischen Glaubensseminaren, die Einbeziehung der Gastarbeiter in die theologische Erwachsenenbildung und fordert als festen Bestandteil die Weiterbildung der Priester; die fünfte möchte den Empfang der *Firmung* (15. Lebensjahr) von der Teilnahme an einem Glaubensseminar abhängig machen. Die Erwachsenenbildner kamen hier gründlich zu Wort. Vermißt hat man bloß ein selbstkritisches Wort zu den bestehenden Einrichtungen, einschließlich der Akademien.

Die anderen Berichte der ersten Gruppe können wir kürzer fassen. Der Arbeitskreis 5 empfahl eine stärker seelsorglich ausgerichtete biblische Ausbildung der Theologen, mehr Sorgfalt bei der Predigtvorbereitung, die Möglichkeit der Einrichtung (auch) *ökumenischer Bibelkreise*. Der Kreis legte den Finger auf einen wunden

Punkt: Die reichen Möglichkeiten biblischer Verkündigung seit dem Zweiten Vatikanum würden weithin nicht genutzt. Einen sehr detaillierten Wunschzettel steuerte Arbeitskreis 7 bei: Gefordert wurde der Abbau heilsegoistischer und gruppenegoistischer Haltungen, die Bildung differenzierter Dienstgruppen mit Hilfe der „kleinen Charismen“, die Förderung der Kontaktseelsorge, die Intensivierung des Wohnviertel-Apostolats und die Duldung, ja Förderung von Spontan- und Provokativgruppen. Der Arbeitskreis 8 überkreuzte sich beim Thema Entwicklungshilfe-Mission mit dem Arbeitskreis 27. Die vier kurzen Resolutionen bezogen sich auf dieses Thema. Im übrigen beschränkte man sich auf Diskussionszusammenfassung, die viel Einzelmeinung, aber wenig „Ergebnis“ enthielt.

Struktur- und Verwaltungsfragen

Über Struktur- und Verwaltungsfragen berieten Arbeitskreis 10 („Vielfalt und Einheit der Dienste in der Gemeinde“), Referent: Pfarrer *H. Werners*, Münster (120, 200); Arbeitskreis 11 („Das Verhältnis von Räten und Verbänden“), Referent: *T. Böck*, München (130, 85); Arbeitskreis 12 („Caritative Sorge der Gemeinde“), Referentin: *U. Adams*, Münster (300, 250); Arbeitskreis 16 („Orden und Säkularinstitute in der Gemeinde“), Referentin: *R. Betz*, Regensburg (370, 270), Arbeitskreis 17 („Die Finanzen der Gemeinde“), Referent: *Msgr. H. Brandenburg*, Osnabrück (60, 60); Arbeitskreis 18 („Zusammenarbeit der Gemeinden“), Referent: Prälat *Ph. Boonen*, Aachen (40, 20).

Urteilte man nach den Besucherzahlen dieser Gruppe, so hätten offenbar Struktur und Finanzfragen keine große Rolle gespielt. Für letztere mochte das zutreffen. Man hatte sich nicht nur die Mühe eines eigenen Arbeitskreises über *Kirchenfinanzen* gemacht, sondern auch durch eine Ausstellung von Haushaltsplänen einzelner Diözesen das Publikum dafür zu interessieren versucht. Offenbar war das vergebene Liebesmüh. Msgr. Brandenburg konnte in Ruhe seine Thesen über die Kirchensteuer (Offenlegung der Finanzen, mehr Beteiligung der Laien, aber kein praktikableres System als das gegenwärtige) vortragen; das Ergebnis der 60-Mann-Beratung war ebenfalls nicht erschütternd. Immerhin: der Arbeitskreis sprach sich für die Integrierung des Kirchenvorstands und Gemeinderats aus; der Beibehaltung des Kirchensteuersystems wurde „einheitlich“ zugestimmt; der Vorschlag, die Steuerhoheit den Gemeinden zurückzugeben, wurde abgelehnt. Etwas mehr verwundert war man über die geringe Teilnahme in den Arbeitskreisen über Strukturfragen, denn zumindest das Verhältnis zwischen Räten und Verbänden hat nicht nur die Delegiertenversammlung (am 8. und 9. September) geprägt und die dort verabschiedeten 16 Thesen zum Selbstverständnis des Verbandswesens (gesellschaftliche Strukturen in der Kirche — kirchliche Strukturen in der Gesellschaft) mitdiktiert, sondern wurde in zahlreichen Arbeitskreisen, auch in solchen, die sich mit Weltzuwendung befaßten, aufgegriffen. Wie immer dem sei, die Schlußberichte dieser Arbeitskreise spiegeln die konkretesten Elemente der bisherigen Strukturdebatte in Deutschland wider. Der Arbeitskreis 10 ging von einer grundsätzlichen Offenheit des NT „für vielfältige Gemeindegestaltung“ aus. Auch dieser Arbeitskreis forderte den vermehrten Einsatz von *Laientheologen* wie von Frauen im kirchlichen Dienst und bekundete Sympathien für Spon-

tangruppen. In der Rätefrage, die ausführlich besprochen wurde, deckte sich das Ergebnis nur zum Teil mit dem Schlußbericht aus dem Arbeitskreis 11. In diesem verfuhr man (bei 20% Räte- und 25% Verbandsvertretern unter den Anwesenden) betont vorsichtig und hielt sich möglichst nahe am Maierschen Modell: Wahrung der autonomen Laienaktivität, keine Synodalisierung, die nur für die Ebene der Pfarrei nicht eindeutig abgelehnt wurde. Der für die Räte erstellte Aufgabenkatalog geht über die geltende Mustersatzung kaum hinaus, empfiehlt aber den Räten mehr gesellschaftspolitische Aktivität. Der Arbeitskreis 10 neigte (wie andere Arbeitskreise) offenbar mehr dem *Synodalmodell* zu: Er forderte beschließendes Stimmrecht für die Räte und wie der Arbeitskreis 17 die Integrierung des Kirchenvorstandes in den Pfarrgemeinderat. Beide Arbeitskreise sprachen sich für die freie Wahl von $\frac{2}{3}$ der Rätemitglieder (ohne Benennungsrecht der Verbände) aus. Zum Verzweifeln uninteressiert zeigte sich das Publikum am Arbeitskreis 18 mit nur noch 20 Teilnehmern am Schluß. Um so detaillierter fiel sein Schlußbericht zum Thema „Zusammenarbeit der Gemeinden“ aus, wobei neben dem Referat von Prälat Boonen der Faszikel „Gemeinde“ des neuen „Pastorale“ (Grünewald, Mainz 1970) herangezogen wurde. Verlangt wurden: die endgültige Unterscheidung zwischen Gemeinde und Pfarrei, der Ausbau gemeindlicher Substrukturen und die Schaffung *überpfarrlicher* Seelsorgsstrukturen (Pastoral- und Pfarrverbände) zur differenzierteren Erfassung aller Lebensbereiche (bei ausgeglichener Kombination von Territorial- und Funktionalprinzip), die Einrichtung arbeitsteiliger Seelsorgeteams, die Überprüfung der Dekanats- und Diözesangrenzen, die Einsetzung hauptamtlicher Laienhelfer für Verwaltungsaufgaben in den Gemeinden, die (seit längerem diskutierte) Errichtung eines „Zentralen Pastoralrates“ und eines „Zentralen Pastoralinstituts“: eine Wiederholung von Essen. Bezüglich der Räte stimmten die Teilnehmer mit Arbeitskreis 10 überein: Mitbestimmung, nicht nur Mitberatung.

Die Arbeitskreise 12 und 16 möchte man nur mit Vorsicht unter Strukturen und Verwaltung unterbringen, doch machte die Diskussion deutlich, daß *Caritas* als institutionalisierte Hilfe ein Wesens- und Strukturelement sein muß und daß *Orden und Säkularinstitute* heute verstärkt in die gemeindlichen Seelsorgsstrukturen einbezogen sind und werden müssen. Die Aussagen dazu blieben allerdings sehr theoretisch und weitläufig; ein faßbares Ergebnis brachten nur die zwei Resolutionen. Die erste, an die Fraktionen des Bundestages und an die Länderparlamente gerichtet — übrigens die einzige des ganzen Katholikentages, die sich an den Gesetzgeber wandte —, hatte Handfestes im Sinn: die Gleichstellung kommunaler und privater *Krankenhäuser* beim Ausgleich des Defizits für den laufenden Betrieb. Der gegenwärtige Zustand sei „öffentliches Unrecht“. Die zweite, an die Programmkommission des Katholikentags gerichtet, war schlichterer Natur: Sie solle das nächstemal dafür sorgen, daß ein Gespräch zwischen Ordensleuten und Weltchristen zustande kommt. Diesmal war man im Arbeitskreis noch unter sich. Im Dialog mit der Welt fand man sich durch zahlreiche Ordenspräsenz zusammen. Der Arbeitskreis *Caritas* stellte keine Forderungen an den Staat, sondern nahm sich einige Schwerpunktbereiche caritativen Wirkens vor: das Problem der Obdachlosen und das der Strafgefangenen. An ihrer Lösung könne die Gemeinde ihre *Glaubwürdigkeit* erweisen. Auch der Prüfung struktureller Ur-

sachen von Notständen entzog man sich nicht. Und noch etwas: der sozial-caritative Lebensvollzug der Gemeinde müsse seinen Platz auch in Glaubensverkündigung und Liturgie finden.

Gruppenbezüge und Lebensbereiche

Unter dieser Rubrik lassen sich etwa drei Gruppen von Arbeitskreisen zusammenfassen: Eine erste, die sich mit Gruppenbezügen im eigentlichen Sinn befaßte: Arbeitskreis 13 („Ehe und Familie in der Gemeinde“), Referenten: R. und M. Schnattmann, Neubiberg (350, 400); Arbeitskreis 14 („Jugend und Gemeinde“); Referentin: E. Rickal, Düsseldorf (640, 700); Arbeitskreis 15 („Die Alten in der Gemeinde“), Referent: Msgr. W. Klemp, Fulda (160, 100). Eine zweite, in der Probleme der verschiedenen, im Blickpunkt der Gemeinde liegende Lebensbereiche behandelt wurden: Arbeitskreis 19 („Gemeinde und Schule“), Referent: J. Homeyer, Münster (110, 80); Arbeitskreis 20 („Gemeinde und Arbeitswelt“), Referent: E. Diemer, Speyer (75, 60); Arbeitskreis 21 („Gemeinde und Freizeit“), Referent: Prof. I. Zangerle, Innsbruck (60, 60). Schließlich eine dritte Gruppe: der Arbeitskreis 6 („Gemeinde — Ort ökumenischer Begegnung“), Referent: Prof. R. Hauser, Heidelberg (120, 180), und der Arbeitskreis 23 („Die Gemeinde und der jüdische Mitbürger“), Referent: W. P. Eckert OP, Köln (80, 60). Die erste Gruppe wies die größten Teilnehmerzahlen aus; die Diskussion war jedoch nicht besonders fruchtbar; eine Ausnahme bildete lediglich der Arbeitskreis Ehe und Familie, wo in Essen angestoßene Fragen weiterdiskutiert wurden. Das Ergebnis: für eine *familiengerechte Seelsorge* braucht es Planstellen für Ehe und Familienbildung; der Familiengottesdienst müsse von den Eltern gestaltet werden können; die Sakramentalität der Ehe sei neu zu durchdenken; die Kirchenleitungen müßten von einer rein juristischen Beurteilung der Ehe weggenommen und die neueren wissenschaftlichen Erkenntnisse verwerten; an der Unauflöslichkeit sei *grundsätzlich* festzuhalten, doch nicht jede Möglichkeit der *Wiederverheiratung* auszuschließen. (Dem letzten Punkt stimmte nur eine knappe Mehrheit zu.) Besondere Hoffnungen wurden auf die *Familiengruppen* gesetzt, denen es gelinge, die Einsamkeit der Kleinfamilie zu durchbrechen. An die *Parteien* wurde die Forderung gerichtet: die nichtberufstätige Frau in der Altersversorgung und hinsichtlich des 624-DM-Gesetzes gleichzustellen; mehr Mittel für Familienbildung und Eheberatung bereitzustellen und im Rahmen des Familienlastenausgleiches insbesondere der kinderreichen Familien zu gedenken. Im *Jugend-Arbeitskreis* standen u. a. zur Debatte: die Frage nach der spezifischen Christlichkeit der Jugendarbeit, das Vetorecht des Pfarrers, das kirchliche Wahlalter, die Gestalt des Jugendseelsorgers und, von der Referentin angeschnitten: die Grenzen inter- und überkonfessioneller Jugendarbeit. Die Referentin hatte unter ihren kritischen Fragen auch diese gestellt: „Wieviel Zeit verwendet der Pfarrgemeinderat auf Fragen nach dem Inhalt christlicher Erziehung.“ Der Schlußbericht bietet kein Konzept moderner kirchlicher Jugendarbeit. Etwas viel Unterdrückungsideologie hatte sich in ihr noch eingeschlichen. Deutlich war der Wille zur Vertiefung des *Glaubensbewußtseins* verankert. Ein befriedigendes *Ergebnis* erreichte man nicht, etwa mit dem Satz: „Kirchliche Jugendarbeit konfrontiert mit Jesus Christus, um dem Streben nach Glück, intensiverem Le-

ben und mitmenschlicher Begegnung eine optimale Qualität zu geben.“ Präziser war das Resultat zu Strukturfragen: Auch der Jugend-Arbeitskreis verlangte Beschlußfassungsvollmacht für den Pfarrgemeinderat; dazu die Herabsetzung des Wahlalters auf 16 Jahre; eigene Kandidaten der Jugend, eigene Sachausschüsse für Jugendarbeit, bessere Aus- und Fortbildung der Jugendseelsorger. Das Ergebnis der Diskussion im Arbeitskreis „*Alter*“ war eine ausgeglichene Selbstdarstellung des Alters: Die Gemeinde müsse auch den alten Menschen als Partner einbeziehen, dieser selbst müsse aber glaubwürdig wirken und sich neuen Entwicklungen aufschließen. Die wachsende Verunsicherung der alten Menschen sei durch vermehrte Bildungsangebote abzubauen. Gefordert wurden: die Errichtung von Altenbegegnungsstätten, eine spezifisch gerontologische Schulung von Referenten in der Erwachsenenbildung, die Errichtung von Referaten für Altenseelsorge in den Diözesen, stärkere Unterstützung der überdiözesanen Altenarbeit, die angemessene Mitwirkung älterer Menschen in der Synode.

Die zweite Gruppe mußte sich mit geringen Teilnehmerzahlen abfinden, der Arbeitskreis „*Arbeit*“ auch mit einer schlechten örtlichen Plazierung. Der Arbeitskreis *Schule* traf sich mit dem Arbeitskreis Religionsunterricht (vgl. oben) in der Forderung nach einer „schulbezogenen Heilsorge in allen Schulen“, nahm sich mit besonderem Nachdruck der vorschulischen Erziehung an (Modellkindergärten, Vorschulklassen), der schulischen Betreuung der Gastarbeiterkinder und der *Schule in freier Trägerschaft*, der er modellhafte Kritik und sogar eine Art Kontrollfunktion gegenüber der staatlichen Schule zutraute. Verlangt wurde eine Aktivierung der Bildungsdiskussion im katholischen Raum und die sorgfältige Prüfung der anthropologischen Qualitäten von Reformplänen. Der Arbeitskreis *Arbeit* bezeichnete die Arbeitsstätten als „weiße Flecken“ auf den Landkarten der Seelsorge! Die Teilnehmer forderten eine der Industrielwelt nähere Liturgiegestaltung (leider fehlten solche Vorstellungen im Arbeitskreis 1), *Industriepraktika* für Theologiestudenten, den Ausbau der Pendlerseelsorge, die Schaffung betriebsnaher Funktionalgemeinden. Der Arbeitskreis „*Freizeit*“ faßte sich kurz: Er verlangte „einstimmig“ die gesetzliche Verankerung des Bildungsurlaubs, die Förderung alterspezifischer Interessengemeinschaften für Freizeitgestaltung und (ebenfalls) von Spontangruppen (beispielsweise in der Jugendarbeit) und die Ausdehnung des „Sonntagsbegriffs“ auf das ganze Wochenende. Im Blickpunkt standen besonders die Rollen Anpassung der Frau in der Freizeitgesellschaft und die Urlaubsgestaltung. Die seelsorglichen Anliegen kamen nur in der Diskussion über Gottesdienstangebote (vgl. Arbeitskreis 1) zum Tragen.

Die dritte Gruppe stand, von der Teilnehmerzahl her gesehen, ebenfalls am Rande, aber nicht in der Sache. Der *ökumenische* Arbeitskreis bat die Theologen beider Kirchen „um eine verständliche gemeinsame Sprache in der Aussage des unverlierbaren Glaubenserbes“, die Bischöfe um die Delegation der Dispensvollmachten im Falle von Mischehen an die Pfarrer, um die Zulassung der offenen Kommunion in begrenzten Fällen (Mischehenpaare) und um die Überprüfung der kirchennahen Literatur nach ökumenischer Verantwortbarkeit, für konfessionsverschiedene Ehepaare die Teilnahme am Sonntagsgottesdienst des Partners und um die generelle Anerkennung ökumenischer Gottesdienste als Sonntagspflicht. Die Diskussion war lebhaft, aber der erwartete Sturm blieb aus. Der Ar-

beitskreis sei sich bewußt, „daß die Einheit der Kirche Christi in Wahrheit und Liebe letztlich nicht von Menschen gemacht, sondern nur von Gott geschenkt werden kann“.

Im Arbeitskreis „Die Gemeinde und die jüdischen Mitbürger“ glaubte man einen „Neubeginn“ im gegenseitigen Gespräch erkennen zu können, bedauerte aber das Fehlen von Grundkenntnissen, warnte vor einem „Pseudo-Philosemitismus des Establishments“, forderte mehr Sachinformation und empfahl entsprechende Literatur, weiter den Einbau christlich-jüdischer Verständigung in den Religionsunterricht und die Errichtung einer ständigen Arbeitsgruppe „Juden und Christen“ beim ZdK.

Gemeinde und Weltverantwortung

Die Arbeitskreise, in denen betont Weltverantwortung demonstriert und eingeübt werden sollte, rangierten in der Aufzählung des Programmheftes am Schluß. Es waren Arbeitskreis 22 („Gemeinde und öffentliche Meinung“), Referent: G. Graf, Münster (120, 110); Arbeitskreis 24 („Christliche Gruppen in der Gesellschaft — Christen in den Gruppen der Gesellschaft“), Referent: F. Greiner, Rodenkirchen (140, 130); Arbeitskreis 25 („Kirchliche und politische Gemeinde“), Referent: E. Teufel, Spaichingen (60, 26); Arbeitskreis 26 („Politisches Engagement der Gemeinde?“), Referent: Kl. Lang, Bonn (500, 300), und Arbeitskreis 27 („Gemeinde und die eine Welt“), Referent: Doz. P. Hünermann, Freiburg (110, 95). Der Ertrag war in diesen Arbeitskreisen am schwersten zu beurteilen. Flügelbildung war hier naturgemäß stärker möglich. Die kritischen Gruppen konnten sich besser artikulieren.

Der publizistische Arbeitskreis verfuhr maßvoll und sachlich, obwohl die Kritik bereits beim Referenten ansetzte. Verlangt wurde die Veränderung kommunikativen Verhaltens an der Basis und an der Spitze, Information über die gesamte kirchliche Wirklichkeit, eine wissenschaftliche Analyse der *Informationserwartungen*. Der Arbeitskreis über *christliche Gruppen* übte sich nach langer Diskussion in Bescheidenheit. Er habe festgestellt, „daß es keine gesellschaftspolitische Aufgabe gibt, die nur von Christen gelöst werden könnte“. Alle Lösungen und Systeme seien als vorläufig anzusehen und aus ihrem geschichtlichen Charakter zu verstehen. Der Arbeitskreis bekannte sich zur „Parteilichkeit“ in Grundsatzfragen und zum gesellschaftspolitischen Engagement kirchlicher Gruppen, den Akzent setzte man auf gesamtgesellschaftliche Reform. Die Vertreter der „Kritischen Gemeinde“ fanden den 27zeiligen Abschlußbericht zu formal und zu herrschaftsstabilisierend, um ihm zustimmen zu können. Die Kernfrage des Kreises, wie Christen in den Gruppen der Gesellschaft und in eigenen Gruppierungen (auf der Delegiertenversammlung nannte man das „Strukturen“) aus ihrem Glauben tätig sein sollen, hatte den Arbeitskreis ganz offensichtlich überfordert. Über wiederholte Ansätze kam niemand hinaus. Und einem Teil der Diskutanten stellte sich die Frage offensichtlich nicht mehr.

Das Arbeitsergebnis im fast vergessenen Arbeitskreis 25 läßt sich auf das Postulat reduzieren: „Die kirchlichen Gemeinden müssen besonders die Stimme derjenigen sein, die in unserer Gesellschaft nicht gehört werden.“ Der Satz stammte von dem Referenten. Er hätte auch Motto anderer gesellschaftsnaher Arbeitskreise (22, 27) sein können. Zwei Forderungen schlossen sich an: wechselseitiger

Austausch von Publikationsmitteln und aktivere Mitarbeit der Gemeindeglieder in der politischen Gemeinde. Die „gesellschaftspolitisch“ brisantesten Diskussionen zeichneten die beiden letzten Arbeitskreise. Aber man verlor sich zunächst auch hier zu sehr im Grundsätzlichen und Allgemeinen. Das galt speziell für den Arbeitskreis 26. Diskutiert wurde über den prinzipiellen gesellschaftlichen Standort der Gemeinde, über „Parteilichkeit“, über Demokratisierungschancen in der Gemeinde und dann sehr lange über den Fall Hélder Câmara. Verabschiedet wurden drei Empfehlungen: eine erste zur deutsch-polnischen Zusammenarbeit „auf Pfarrgemeindeebene“, eine zweite mit dem den Katholikentag publizistisch beherrschenden Beschluß, nicht nur Erzbischof Hélder Câmara, sondern mit ihm gemeinsam auch Alexander Dubček für den Friedensnobelpreis vorzuschlagen, und eine dritte zur Verstärkung der politischen Bildung durch die Gemeinden, wobei man Bildung vorzüglich als Information zur Urteilsbildung verstand. Protokolliert wurde auch die Feststellung eines Teilnehmers, „daß gesellschaftliches Verhalten nicht immer kritisch zu sein braucht“.

Im Arbeitskreis 27 wurde die Diskussion erst fruchtbar, als man in vier Untergruppen auseinanderging. Hauptthemen waren: Entwicklungshilfe, Gastarbeiter, Kriegsdienstverweigerer, die Rassenfrage. Verabschiedet wurden vier Resolutionen. In einer ersten verurteilte der Arbeitskreis die Unterstützung des Cabora-Bassa-Staudamm-Projekts durch die Bundesregierung: diese mache sich dadurch selbst zum Unterdrücker. Er protestierte gegen die „internationalen Kapital- und Wirtschaftsmechanismen in Ost und Welt“ und forderte im Interesse der Dritten Welt von der Kirche „kritische Distanz“ zum Kapitalismus. Eine zweite wandte sich gegen die Diskriminierung der Gastarbeiter durch Mietwucher, durch tendenziöse Berichterstattung und durch das Ausländergesetz und forderte im kirchlichen Rahmen für sie die gleichen Rechte wie für alle. Eine dritte verlangte eine Überprüfung „des Selbstverständnisses der Militärseelsorge“ in Richtung auf das „absolute Friedensangebot der christlichen Botschaft“ und die Bereitstellung durch Diözesen, Verbände und Gemeinden von 10 Prozent ihrer eigenen Mittel für „strukturverändernde“ Entwicklungshilfe. Eine vierte forderte die kirchlichen Werke „Misereor“ und „Adveniat“ auf, „zweimal im Jahr“ zu berichten. Sie sollten nur solche Projekte unterstützen, „die dem Volk dienen“.

V. Folgerungen

Kann man nach den hier in verknappter Form wiedergegebenen Sitzungsberichten und angefügten Resolutionen noch sagen, der Katholikentag in Trier sei „ohne Ergebnis“ gewesen (vgl. „Die Welt“, 14. 9. 70)? Ein Gesamturteil über Trier fällt gewiß auch nach dem Durchblick durch die Großveranstaltungen, Foren und Arbeitskreise schwer. Die Bandbreite der Meinungen und Gegensätze war zu groß; die Basis gemeinsamer Motivierung vermutlich sehr schmal. Wie oft redete man aneinander vorbei, ohne es zu merken? Wie oft störten Emotionen das sachliche Gespräch? Wie oft wurde Altbekanntes, Triviales wiederholt? Wie oft folgte man dem Gesetz der Rückwendung und redete von der geschichtlichen Rolle der Verbände, um dann den von ihnen geprägten Katholizismus „tot“ zu sagen, nicht nur in der so titulierten Veranstaltung am Samstagnachmittag mit seinem

sozialetischen Kritiker O. von Nell-Breuning, sondern auch in manchen Arbeitskreisen? Und wie oft kam man von kirchlicher Innenarchitektur nicht los, wenn es darum gegangen wäre, zu zeigen, wie man christliches Zeugnis in der Gesellschaft und in ihren Gruppen einbringen oder lebendig machen kann? Wie oft langte man nach „gesellschaftskritischen“ Alibis, wenn man nicht zu artikulieren vermochte, an welchen konkreten Objekten die Gemeinde zu politischer Verantwortung aufgerufen ist?

Jede dieser Fragen ist eine gewaltige Einschränkung. Bleibt dann noch etwas übrig? Ja, vermutlich sogar sehr viel. Was hier aus den Arbeitskreisen aufgezählt wurde, läßt sich sehen. Wer es genau nachprüft, wird feststellen können, daß es sich mit Essen durchaus messen kann. Neben viel Deklarationen und Platitüden erbrachten sie immer noch genügend Konkretes, auch Verwirklichtbares, besonders im Bereich Gottesdienst und Verkündigung. In anderen Sektoren wurde Essen innerkirchlich (begrenzt durch das Thema Gemeinde) fortgesetzt, so in den verschiedenen Zweigen des Bildungsbereichs. Hier wurden Schwerpunkte sichtbar, die in nächster Zeit weiter diskutiert und vertieft werden müssen: Katechese, Erwachsenenbildung, anthropologische Gehalte der Bildungsplanung. In der politischen Bewußtseinsbildung schien man ebenfalls einen Schritt weitergekommen zu sein. Wohl haperte es wie schon in Essen mit den politischen Realien. Aber über allzu abstrakte und utopische gesellschaftskritische Ansätze hat man doch in einigen Bereichen zur sozialkritischen Konkretion gefunden: durch Aufdeckung struktur- oder traditionsbedingter Vorurteile, durch Bloßlegung diskriminierenden Verhaltens gegenüber Minderheiten. Das Gastarbeiterproblem wurde wenigstens ebenso häufig genannt wie das Räte-system. Hier waren auch erste Früchte der Provokativgruppen nachweisbar. Beides war deutlich spürbar: das Ringen um die Erneuerung des Glaubensbewußtseins und um politisch verantwortbares Handeln. Dies waren die gleich starken Pole, um die der Katholikentag kreiste. Nur fehlte es an der Artikulierfähigkeit; deswegen im religiös-theologischen Bereich immer wieder die sozialpietistische Flucht in die „Sache Jesu“ bei Referenten und Diskutanten; deswegen auch die Flucht ins politische Spektakel, ohne daß man sich recht eingestehen wollte, daß es an Information und Urteilsfähigkeit fehlte: beispielsweise auch in entwicklungspolitischen Fragen. Artikulation kann hier nur gelingen im Dialog zwischen oben und unten, im Kirchlichen zwischen den Gruppen und den Bischöfen, im Politischen zwischen den Engagierten und den Verantwortlichen. Die gründlichere Pflege dieses Gesprächs müßte jedenfalls eine Konsequenz von Trier sein. Vielfach wurde besonders von evangelischer Seite (epd, Christ und

Welt) der Rückgang des ökumenischen Interesses in Trier bedauert. Da täuschte man sich vermutlich gründlich. Zwar mag trotz des reichen „ökumenischen“ Angebotes im Programm und des Aufrufs des Trierer Superintenden-ten an die evangelischen Christen, sich den Diskussionen anzuschließen, Trier nicht der rechte Ort zur Demonstration von Vollblutökumene gewesen sein. Der geringe Zustrom bei ökumenischen Themen wurde aber durchaus wettgemacht durch die breite Präsenz ökumenischer Anliegen in anderen Veranstaltungen. Hier dürfte Trier sogar eine Wende gewesen sein, die den Eintritt in die nüchterne Phase schrittweiser Realisierung auf Gemeindeebene bedeuten könnte. Ökumene kann nicht mehr als zwischenkirchlicher Stammtisch, sondern nur in glaubensbewußter Weltzuwendung weiterkommen. Dies hat der evangelische Gastredner auf der Hauptkundgebung, H. Zahrt, Hannover, deutlich gesagt.

War Trier aber so, warum hat es doch so schlechte Zensuren einstecken müssen? Vieles dürfte dabei mitgespielt haben bei Veranstaltern und Informanten. Zwei Umstände trugen aber sicher zu den schlechten Zensuren bei. Erstens gab es Fehlleistungen der Regie, die nicht wiederholt werden sollten: Zu Beginn und am Schluß zeigte man sich viel zu betulich und zu ängstlich. Immer wieder Mahnungen zur Geduld und Warnungen vor Substanzverlust und Spaltungen, ein durch seine rückwärts gewandten kirchlich-politischen Perspektiven mißverständenes und abgewertetes Eröffnungsreferat, eine fast nur mahnende Papstbotschaft und eine unter enormem Zeitdruck zustande gekommene, rein berichtende Schlußrede des ZdK-Präsidenten war für ohnehin mißtrauische Hörer zuviel an als lästig empfundener Konvention. Das ZdK, das gelegentlich dazu neigt, strategische Punkte durch Angehörige der eigenen Garde zu besetzen, wirkte diesmal nicht ganz überzeugend. Will man Teilnehmer und Beobachter nicht überfordern, wird man sich zudem zu einer thesenhaften Verkürzung der Einleitungsreferate entschließen müssen, die dem Publikum eingehen und umsetzbar sind. Auch ohne das Teamwork eines zusammenfassenden Forums wird man nicht auskommen. Das Großforum in Essen erregte zwar ängstliche Gemüter, war aber nicht in jeder Hinsicht ein Mißerfolg. Die Schlußkundgebung in Trier war kein Ersatz dafür. Sodann — und dies war entscheidender — fehlte in Trier der große, subjektiv aufrüttelnde Stoff. Es fehlte der große Konflikt; er fehlten die großen Gesten. Indessen haben sich die kleinen Konflikte, die kirchlich tiefer reichen als „Humanae vitae“, vervielfältigt. Deswegen das Labyrinth von Verlegenheiten, in das Trier geraten war. Diese gilt es nun erst einmal aufzuarbeiten. Resignation wäre da nur ein anderes Wort für Bequemlichkeit.

Meldungen aus Kirche und Gesellschaft

Der Theologenkongreß in Brüssel

Zum internationalen Theologenkongreß vom 12. bis 17. September in Brüssel konnte der Präsident der Stiftung „Concilium“, A. van den Boogaard, Nijmegen, etwas 1000 Theologen und Wissenschaftler „aus

32 Ländern, aus Afrika, Nordamerika und Südamerika, Asien und Europa, Angehörige der verschiedenen christlichen Konfessionen und theologischen Richtungen, Priester- und Laientheologen, Männer und

Frauen und last but not least sehr viele Mitarbeiter am „Concilium“ begrüßen. Das fünfjährige Bestehen der Zeitschrift „Concilium“ bot zu diesem Kongreß nur den äußeren Anlaß. Aus dem Gefühl der Resi-